Gutes Leben – gute Geschichten

15. bis 22. November 2026



LESEZAUBER

In den Seiten eines Buches
flüstert die Fantasie
und tanzen Gedanken.
Träume fliegen
und Bilder leuchten bunt.
Jedes Wort lässt uns wachsen
und neue Welten entdecken.

Aufgabe: gemeinsam lesen, vorlesen, erzählen und Geschichten verschenken

In dieser Woche laden wir Sie ein, vom 15. bis 22. November täglich eine Geschichte zu lesen. Dafür stellen wir Ihnen eine Sammlung von 75 Erzählungen aus unseren 3 Geschichtenbroschüren zur Verfügung.

Wenn Sie möchten, können Sie damit den Aktionszeitraum auf fast 3 Monate ausdehnen!

So richtig gemütlich wird es, wenn eine Geschichte von jemandem vorgelesen oder erzählt wird, weil nichts schöner ist, als gemeinsam zu staunen, zu lachen und mitzufiebern. Genießen Sie die Vielfalt der Erzählungen und überlegen Sie, wem Sie welche Geschichte vorlesen wollen.

TIPP: Geschichten sind ein kostbarer Schatz! Teilen Sie ihn! Schenken Sie Geschichten, die Ihnen besonders gefallen, an Menschen in Ihrer Umgebung weiter.

Das Erzählen und Hören von Geschichten erfüllt das Bedürfnis nach Verbundensein. Geschichten erzählen und erzählt bekommen wird mit guten Gefühlen belohnt. Deshalb ist es so wichtig, dass wir als Erwachsene Kindern Geschichten vorlesen oder erzählen UND ihnen zuhören, wenn sie etwas zu sagen haben.

Geschichten »weiterspinnen« oder »selber spinnen« und Geschichten erfinden

Selbst erfundene Geschichten oder Ideen in bestehende Geschichten einfließen zu lassen oder Erzählungen aus dem eigenen Leben punkten bei Kindern immer.
Auf den Seite 25 und 26 des dritten Bandes – also fast ganz hinten – finden Sie dazu zahlreiche Anregungen.

Projekt „Gutes Leben“ per App“

Die Geschichtensammlung steht für Sie auch in der App zum Projekt „Gutes Leben“ bereit, in den Stores zu finden unter dem Suchbegriff „Gutes Leben“. Auch über die App können sämtliche Geschichten heruntergeladen und/oder geteilt werden.

Download unter dem Suchbegriff „Gutes Leben“

I-Phone: *Link*
zur App „Gutes Leben“

Android: *Link*
zur App „Gutes Leben“

Gutes Leben - gute Geschichten

Band 1

Geschichten sind ein kostbarer Schatz! Teilen Sie ihn!



Geschichten haben die Kraft, uns innerhalb kürzester Zeit in andere Welten zu entführen. Oft sind sie so spannend, dass man sie in einem Zug durchlesen muss, oft so lustig, dass man sich vor Lachen den Bauch hält.

Dann gibt es Geschichten, die stecken voller Weisheiten und Erfahrungen, die für ein gutes Leben wertvoll sind, und solche, die durch ihre Schönheit und Fantasie berühren.

Inhaltsverzeichnis:

Weisheitsgeschichten	Das Hemd des Glücklichen	2
	Wenn große Weisheit auf kleine Klugheit hört	2
	Die vollkommene Frau	3
	Das besprochene Wasser	4
	Hühnersuppe und Rosenduft	5
Sagen	Frau Hitt	6
	Beim Bart des Kaisers	7
	Die Wetterhexen	8
	Der Zahnweh-Herrgott	8
Märchen	Die verstorbene Gerechtigkeit	9
	Was ist das Schönste, Stärkste und Reichste auf der Welt?	10
	Was ist das Kostbarste?	12
	Die Bremer Stadtmusikanten	13
	Die eigene Farbe finden	14
Geschichten von Jana	Flohmarkt	15
	Ich bin nicht ich	17
	Die Schildkröte	18
	Zu viele Wörter für eine Sprache	20
Kunterbunt für Kinder	Die Kuh ohne Muh	21
	Wer ist König?	22
	Das kleine Orchester	23
Heiligengeschichte	Der Drache und der Ritter – heiliger Georg	24

Das Hemd des Glücklichen

Ein König war einst so krank, dass der Tod ihn schon bei einer Hand nahm. Viele heilkundige Frauen und Männer hatten schon alles versucht. Die letzte der Weisen verkündete schließlich: „Der König kann nur genesen, wenn er sich des Nachts das Hemd eines wahrlich glücklichen Mannes unter sein Kissen legt."
Nun wurden Boten ausgesandt, so ein Hemd zu suchen.
Doch wohin auch immer sie kamen, wen auch immer sie befragten, niemand konnte von sich sagen, wahrlich glücklich zu sein. Ja, manch einer schien anfangs reich oder gelehrt oder begabt oder geachtet über alle Maßen, doch wenn die Boten noch einmal und noch einmal nachfragten, kam jedes Mal heraus, dass auch dieses Glück eine Trübung hatte, dass Sorgen diesen quälten oder ein verstecktes Leiden jenen.
Endlich hatten sie schon aufgegeben, da kamen sie eines Abends in eine öde Gegend, wo nur ein Ziegenhirte mit seiner Herde lagerte.
„Der wird's wohl nicht sein", dachten die Boten, doch sie fragten auch ihn: „Bist du glücklich?"
„Was soll ich sonst sein?", war die Antwort des Mannes, „Jawohl, ich bin so rundum glücklich, wie einer nur sein kann. Jeden Tag hüte ich meine Ziegen, weiß, wohin ich gehöre und was ich zu tun habe. Jeden Abend bin ich satt und kann mich zufrieden schlafen legen. Die Vögel singen, das Gras ist reichlich, mein Bett warm und meine Ziegen sind friedlich."
Da wurden die Suchenden ganz aufgeregt. Sie verlangten auf der Stelle, dass der Hirte ihnen sein Hemd gäbe. Doch dieser schüttelte bedauernd den Kopf: „Ein Hemd besitze ich nicht."
Mit dieser dürftigen Nachricht, dass der einzig ganz glückliche Mensch, den sie gefunden hatten, gar kein Hemd besäße, kehrten die Boten zurück zum König.
Dieser schloss sich drei Tage lang ein und dachte nach. Es wird erzählt, dass er aus seiner Kammer kam, seinen ganzen Reichtum verschenkte und von diesem Tag an glücklich und gesund lebte.

erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at



Wenn große Weisheit auf kleine Klugheit hört

Der große König Salomo war landauf, landab bekannt für seine Weisheit.
Eines Tages hörte die Königin von Saba von diesem Ruhm.
Da lud sie ihn an ihren Hof zu einem großen und reichen Festmahl. Köstlichkeiten über Köstlichkeiten schmückten die Tafel der Gastgeberin. Die besten Musiker des Landes spielten die wunderbarsten Weisen.
König Salomo aß, trank, genoss die Gesellschaft der klugen Königin und lauschte den Liedern.
Als das Mahl vorüber war, führte die Königin von Saba ihren Gast und die ganze Gesellschaft in einen großen Saal. Darin befanden sich Tausende und Abertausende von Blumen.
Blumen aus Gold und Silber, aus Granaten und Rubinen, Lapislazuli und Saphir, Jade und Jaspis, Smaragd und Sonnenstein, Malachit und Mondstein, aus Diamanten und Kristallen, funkelnde, strahlende, verzaubernde Blumen – eine schöner als die andere.
Die Gastgeberin aber sprach:
„König Salomo, unter all diesen Blumen befindet sich eine einzige wirkliche Blume. Mit deiner Weisheit wird es dir sicher ein Leichtes sein, diese Blume gleich zu entdecken."
Tausende und Abertausende von Blumen – wie sollte Salomo jemals die einzige wirkliche finden? Sollte er jede berühren, an jeder riechen? Was sollte er tun? Er hatte einen Ruf zu verlieren. Alle warteten und schauten ihn an. Dem König wurde heiß. Da bat er, man möge ein Fenster öffnen. Herein kam eine kühle Brise. Mit der kühlen Brise kam aber auch eine einzelne kleine Biene in den Saal. Salomo sah ihr zu. Diese Biene flog und flog und flog nun, bis sie schließlich auf einer einzelnen Blume landete. Salomo sah, auf welcher.
Und – bei aller Weisheit König Salomos – dieses Rätsel hat er nur gelöst, weil er auf den Rat einer kleinen Biene hörte.

erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at

Die vollkommene Frau

Nasreddin war ein Narr oder ein Weiser, das liegt ja mitunter nahe beieinander. In dieser Welt werden einige Narren für Weise gehalten, öfter noch die Weisen für Narren. Eine lange Zeit tat Nasreddin etwas, das sowohl die Weisen als auch die Narren schon getan haben – er blieb unverheiratet.

Eines Tages saß er mit einem Freund im Kaffeehaus.

Sie hatten gerade zwei Spiele gespielt, zwei Pfeifen geraucht und zwei kleine Tassen Kaffee getrunken, da fragte der Freund: „Nasreddin, warum bist du eigentlich noch nicht verheiratet? Hat das einen besonderen Grund?“

Dieser antwortete: „Das ist ganz einfach zu erklären. Es liegt daran, dass ich der vollkommenen Frau noch nicht begegnet bin.“

Da lachte der andere: „Eine vollkommene Frau gibt es auf der ganzen Welt nicht.“

„Doch“, beharrte Nasreddin, „ich habe sie nur noch nicht gefunden, ja bisher noch nicht einmal ernsthaft gesucht, aber irgendwo lebt sie ganz gewiss, dessen bin ich sicher.“

„Ich wette mit dir, worum du willst“, meinte sein Freund, „eine vollkommene Frau kannst du nicht finden, weil es so eine gar nicht gibt.“

Einer Wette konnte Nasreddin nie widerstehen. Nun gab ein Wort das andere und am Ende schlossen sie folgenden Pakt: Nasreddin würde ein ganzes Jahr lang ernsthaft nach seiner vollkommenen Frau suchen.

Am selben Tag im nächsten Jahr würden die beiden sich wieder hier in diesem Kaffeehaus treffen. Wenn Nasreddin diese „Vollkommene“ gefunden habe, wäre sein Gewinn eintausend Dinar. Wenn er sie aber nicht fände, würde er ebendiese Summe verlieren.

Schnell kann von solcherlei Dingen erzählt werden, langsamer vergeht das Leben für einen, der Tag für Tag sucht und sich sehnt.

Nach genau einem Jahr begegneten sich die beiden Männer wirklich wieder am selben Ort. Nasreddin wirkte sehr bedrückt und unglücklich.

„Ich wusste es ja“, meinte sein Freund siegesgewiss und ein wenig mitleidig, „die vollkommene Frau gibt es nicht und du schuldest mir eintausend Dinar.“

„Ach“, war die Antwort des Suchenden, „da hast du unrecht, denn ich habe die „Vollkommene“ gefunden. Sie ist so schön wie die Wüste nach der Regenzeit. Sie zu sehen ist ein Festmahl für die Augen. Sie zu betrachten ist wohltuend wie der Anblick einer frisch erblühten Rose am frühen Morgen.“

„Naja, wenn sie so schön ist, dann wird sie wohl nicht besonders klug sein, vermute ich“, wandte der Freund ein.

„Unsinn!“, widersprach Nasreddin, „ihre Gedanken sind so erhellend wie eine Kerze in der Nacht. Sie besitzt einen Verstand so scharf wie das Schwert des Richters.“ „Also dann wird sie wohl auch scharfzüngig und bissig sein.“

„Das ist nicht wahr. Sie hat ein gütiges Herz, ist freundlich zu den Alten, geduldig mit den Kindern, großzügig gegenüber den Notleidenden!“

„Dann stimmt etwas anderes nicht an ihr. Sie hat wohl eine schreckliche Stimme oder ist ungeschickt.“

„Ihre Stimme könnte eine Nachtigall vor Staunen zum Verstummen bringen. Dazu spielt sie gewandt und innig die Laute. Die Anmut all ihrer Bewegungen lässt selbst schwere Arbeit wie einen Tanz erscheinen.“

„Wenn das so ist, war diese Frau gewiss zu alt für dich oder zu jung oder sie ist bereits verheiratet“, vermutete der Freund nun.

„Auch das nicht! Sie ist genau im rechten Alter und hat noch keinen Mann.“

„Also wenn es so ist, dann schulde ich dir tatsächlich tausend Dinar. Doch ich verstehe nicht, warum du derart unglücklich dreinschaust, warum du so niedergeschlagen dasitzt, wenn du doch deine vollkommene Frau gefunden hast!“

„Ach weißt du“, seufzte Nasreddin da tief, „als ich sie endlich fand, da stellte sich heraus, dass sie ebenso wie ich auf der Suche war.

Aber sie suchte den vollkommenen Mann.“

erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at



Das besprochene Wasser

Einst lebten eine Frau und ein Mann, die waren noch nicht sehr lange verheiratet, aber auch nicht ganz kurz, sondern irgendwo dazwischen.
Obwohl sie schon etliche Jahre zusammen waren, ging es zwischen ihnen zuweilen immer noch recht leidenschaftlich zu. Doch leider nicht nur nachts bei der Liebe, sondern auch tagsüber beim Streit.
Beide waren sie dann stur und zornig gleichermaßen. Dabei taten sie einander mit harten Worten so manches Leid an.
Die Frau ging eines Tages an den Rand des Dorfes, dorthin, wo das Kräuterweib lebte.
Diese Frau besuchte keiner einfach so, zu der ging nur, wer in Not war und Hilfe brauchte.
Die Ehefrau klagte ihr Leid: „Mein Mann und ich, wir lieben uns von Herzen. Aber manchmal streiten wir uns derart, dass er mich fast in den Wahnsinn treibt mit seiner Sturheit. Ich fürchte, dass eines Tages die Tür zwischen uns für immer zufällt. Wir sagen uns im Streit Dinge, die wir nicht so meinen, die wir aber nicht wieder zurücknehmen können.“ Die Kräuterfrau nickte. Sie wusste ja: Ein einmal ausgesprochenes Wort ist wie ein Pfeil, der niemals zurückgerufen werden kann.
Als die Besucherin ausgeredet hatte, schaute die Alte aus dem Fenster und dachte nach. Dann holte sie ein dickes altes Buch, fand darin eine ganz bestimmte Seite, las, schüttelte den Kopf und seufzte. Sie stellte ein paar Fragen – wie oft und wie lange die beiden stritten und wie sie sich versöhnten. Daraufhin holte sie ein anderes Buch. Dieses schlug sie auf gut Glück irgendwo auf und las, was da geschrieben stand. Endlich nickte sie zufrieden. Entschlossen ging sie in ihre Kammer und kam bald darauf wieder mit einer gläsernen Flasche, verschlossen mit einem Korken.
„Das“, so meinte sie nun gewichtig, „ist besprochenes Wasser. Ich habe nicht mehr viel davon, doch für deine Zwecke wird‘s schon reichen. Es hat damit eine besondere Bewandtnis. Es ist sehr wirksam, doch nur, wenn es richtig verwendet wird. Also hör mir gut zu: Wenn der nächste Streit beginnt, musst du gleich anfangs einen Schluck von diesem Wasser in den Mund nehmen. Dann kommt das Schwierigste – du darfst es nämlich nicht hinunterschlucken und nicht ausspucken, sondern musst es im Mund behalten, so lange du nur kannst. Erst wenn es nicht mehr geht, spuckst du es hinterm Haus, nicht vor dem Haus, unter einem Obstbaum aus, ein Nussbaum tut es auch.“
Dankbar legte die Ehefrau viel Geld auf den Tisch. Weil die Alte eine ehrliche Haut war, gab sie die Hälfte davon zurück. Weil sie aber auch von etwas leben musste, steckte sie die andere Hälfte ein.
Die Frau stellte die Flasche mit besprochenem Wasser zu Hause auf ein Brett an der Wand. Dann wartete sie auf den nächsten Streit.
Doch es war wie verwunschen, gerade weil sie darauf wartete, verging ein Tag nach dem anderen in völligem Frieden.
Erst eine Woche später begann der nächste Zank. Ihr Mann sagte etwas Verkehrtes und sie antwortete darauf ganz wütend, dann schoss er zurück und sie ... sie sah die Flasche an der Wand. Was sie gerade sagen wollte, brannte ihr zwar auf der Zunge, doch sie ging wild entschlossen zu dem Brett an der Wand, nahm einen Schluck besprochenes Wasser in den Mund und wartete.
Ihr Mann hatte die Antwort auf das, was sie hätte sagen wollen, schon im Kopf. Nach so vielen Jahren weiß der eine ja meistens, was der andere in einem Streit als nächstes sagen wird. Nur dass sie es nicht sagte. Das verwirrte ihn. Er schaute zu ihr hin. Sie erwiderte seinen Blick mit fest geschlossenen Lippen, denn mit dem Wasser im Mund konnte sie nicht sprechen.
Was nun kam, ist ungewöhnlich in einem Streit – es war ganz still. Still genug um nachzudenken. Weil keine Erwiderung gekommen war, hallten die letzten zornigen Worte des Mannes nach. Mit einem Mal erschien ihm, er habe es recht hart und schneidend ausgedrückt. Also sagte er es nochmals, doch ein wenig sanfter.
Die Frau machte Augen und dachte bei sich: Das Wasser wirkt! So behielt sie es im Mund.
Als er ihre Augen sah, fasste der Mann das, was er meinte, ein drittes Mal in Worte. Nun klang es schon gar nicht mehr böse.
So ging es immer weiter, ihre Augen wurden größer, seine Worte sanfter, das Wasser wirkte! Am Ende kam es so weit, dass er gar über das nachdachte, was seine Frau gesagt hatte, bevor sie verstummt war. Schließlich gab er sogar zu, dass sie zwar nicht zur Gänze Recht hatte, meinte aber, sie habe auch nicht völlig Unrecht.
Als sie endlich das Wasser hinterm Haus unter den Kirschbaum spucken ging, folgte ihr Mann auf dem Fuß. Unter den blühenden Zweigen saßen die zwei bald wieder wie zwei Turteltauben beieinander.
Einige Flaschen musste sie schon noch holen vom Rand des Dorfes, doch ihre Ehe hielt ein gemeinsames Leben lang.

erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at

Hühnersuppe und Rosenduft

Ein armer Bauer schaute einmal aus dem Fenster. Er sah einen Fremden heranreiten, der war gekleidet wie ein Jäger und saß auf einem stolzen Pferd.
Der Bauer trat vor seine Tür und wartete, bis der Mann näher kam. Noch aus dem Sattel grüßte der Reiter den Bauern. Dieser fragte nach Woher, Wohin, Wozu.
Der Reiter meinte: „Ich habe mich verirrt. Kannst du mir den Weg in die Hauptstadt zeigen?“
Der Bauer antwortete mit einem Blick auf den Stand der Sonne: „Den Weg könnte ich dir schon weisen, aber heute wirst du es nicht mehr schaffen, denn es ist weit. Du musst wohl hier bleiben. Sei mein Gast.“
Also stieg der Fremde vom Pferd. Der Bauer hatte ein kleines Haus, aber ein großes Herz.

So schlachtete er für den Gast sein letztes Huhn, um ihm ein anständiges Essen zuzubereiten. Alt und zäh war es, doch gut genug für eine wärmende, köstliche Suppe.
Sie aßen und unterhielten sich bis spät in die Nacht, sprachen, wie wir Menschen es so tun, über Großes und Kleines, redeten Sinn und Unsinn, eines nach dem anderen, nicht immer leicht zu unterscheiden.
Als es Zeit zum Schlafen war, gab der Bauer dem Gast sein eigenes Bett. Weil er aber nur das eine hatte, schlief er selbst im Stall bei den Tieren.

Am nächsten Morgen machte sich der Fremde zum Aufbruch bereit. Sein Gastgeber erklärte ihm den Weg: „Du musst in diese Richtung reiten, wohl eine halbe oder ganze Stunde lang, vielleicht auch zwei. Dann kommst du an einen Strom, den reitest du flussaufwärts, bis du an einer Stelle bist, wo am einen Ufer zwei Büsche stehen und am anderen drei. Dort kannst du das Wasser überqueren. Nur an dieser Stelle ist es seicht genug und die Strömung leicht genug. Wenn du glücklich am anderen Ufer bist, reitest du noch einmal ungefähr eine kleine Stunde lang nach Westen.
Sodann kommst du zu drei hohen Bäumen. Du wählst den Weg zwischen dem mittleren und dem linken Baum – nein, warte –, zwischen dem mittleren und dem rechten. Reite nur nicht beim linken Baum weiter, sonst gerätst du in die Einöde und wirst elendiglich zu Grunde gehen.“

An dieser Stelle unterbrach der Fremde den Bauern: „Das merke ich mir nie. Kannst du nicht mit mir kommen und mir den Weg zeigen?“

„Nun, es ist ein weiter Weg, vor allem wenn man ihn allein zu Fuß zurückgehen muss“, meinte der Bauer.
„Aber du bist mein Gast. Ich sollte dafür sorgen, dass du gesund nach Hause kommst.“
So stieg er hinter dem Jäger aufs Pferd und erklärte ihm den rechten Weg – zum Fluss, glücklich auf die andere Seite, zwischen den Bäumen hindurch und weiter. Gegen Mittag sahen sie die Mauern und Tore der Hauptstadt vor sich.

Als sie näher kamen, wurde der einfache Bauer ganz aufgeregt. Er zupfte seinen Begleiter am Wams und sagte: „Ich war noch nie innerhalb der Stadtmauern und würde gar zu gern einmal den König sehen. Kannst du ihn mir zeigen?“
„Ja, ja, das wird sich wohl einrichten lassen. Er ist leicht zu erkennen. Denn er ist der, der nicht das tut, was alle andern tun.“
Schon ritten sie in die Stadt hinein. Dem Bauer blieb vor Staunen der Mund offen stehen. Er sah mehr Häuser als Bäume in einem Wald und mehr Menschen als Ameisen in einem Ameisenhügel. Wie diese liefen auch die Menschen alle durcheinander und schienen genau zu wissen, wohin sie wollten und wozu. Es gab Edles und Gewöhnliches, Schönes und Hässliches, Armut und Reichtum, eines neben dem anderen.

Sie ritten durch Gassen und Straßen.
Schließlich gelangten sie auf einen Platz, der war so groß wie alle Felder des Bauern zusammengenommen nicht waren, und so voller Menschen – hätte man eine Stecknadel fallen lassen, sie hätte den Boden nie erreicht. Wie auf ein geheimes Zeichen warfen sich alle Menschen auf die Erde.
Der Bauer war verwirrt und eingeschüchtert, der Jäger aber lenkte sein Pferd gelassen durch die Menschenmenge.
„Zeigst du mir jetzt den König?“, bat der Bauer wieder. „Gemach, gemach, alles zu seiner Zeit. Er ist leicht zu erkennen, denn er ist der, der nicht das tut, was alle anderen tun.“
Der Bauer schaute sich um, aber alle taten das Gleiche. Schon waren sie auf der anderen Seite des Platzes.

Da stand ein Haus, groß wie ein Berg und schön wie die Wüste nach dem Regen. Unbehelligt ritten die beiden durch das Tor. Im Innenhof duftete es nach Rosen, nach Orangen- und Zitronenblüten. Es gab Springbrunnen dort, Granatapfelbäume und viele, viele Menschen.

Wie auf ein geheimes Zeichen senkten all diese Leute ihre Köpfe, bis sie mit der Stirn die Knie berührten.
Dem einfachen Bauern wurde es unheimlich. Er stieg nach dem Jäger vom Pferd und fragte ihn wieder nach dem König, nur um die gleiche Antwort zu erhalten – er sei der, der nicht das tut, was alle andern tun. Aber alle taten das Gleiche.
Gemeinsam betraten die beiden das Haus. Sie gingen über Stufen, durch Gänge und Türen, bis sie in einen reich geschmückten, großen Saal kamen.
Der Boden war aus Marmor, kostbare Schnitzereien aus Elfenbein und edlen Hölzern zierten die Wände, bunte Glasornamente an den Fenstern brachen das Licht tausendfach.
Hier standen die Edlen und Reichen des Landes versammelt. Wie auf ein geheimes Zeichen senkten alle ihre Köpfe. Der Bauer folgte dem Jäger durch den Saal bis ans andere Ende.
Dort setzten sie sich an einen niederen Tisch. Sie beide saßen, die andern aber standen.
Da sagte der Bauer: „Jetzt habe ich nur noch eine Frage – bin ich es oder bist du es?“

Da lachte der König, so wie ihr jetzt lacht, und meinte: „In deinem Haus bist du ein König und hier bin ich es. Sei heute du mein Gast.“

aus dem gleichnamigen Buch von Frau Wolle, illustriert von Anna Vidyaykina

Die Sage von der Frau Hitt

In alter Zeit, als das Tal um Innsbruck noch von Riesen bewohnt wurde, lebte hoch oben im Gebirge die Riesenkönigin Frau Hitt. Sie herrschte über ein blühendes Reich von Feldern, Wäldern und Höfen und ihr Felsenschloss glänzte wie ein Kristall bis in die Täler herab.
Aber die Riesenkönigin war hochmütig und hartherzig und wurde von ihren Untertanen mehr gefürchtet als geliebt.
Als Frau Hitt eines Tages auf ihrem Pferd einen steilen Pfad hochritt, trat eine Bettlerin mit ihrem Kind an den Wegrand. Die arme Frau streckte der Königin bittend die Hand entgegen: „Habt Mitleid, Herrin – schenkt mir ein Stück Brot für mein Kind!“
Da brach Frau Hitt einen Stein aus dem Fels, reichte ihn der Bettlerin und höhnte: „Da habt ihr euer Brot!“
Die Bettlerin ließ den Steinbrocken zu Boden fallen und rief voller Zorn: „Hart wie Stein ist dein Herz, Frau Hitt, und zu Stein sollst du werden!“
Die Riesenkönigin lachte nur über den Fluch, stieß die Bettlerin grob mit ihrem Ross zur Seite und ritt unbeirrt weiter empor zu ihrer Burg.
Mitgefühl, Geduld und Zärtlichkeit kannte die grausame Frau Hitt nur für ihren kleinen Sohn. Ihn verwöhnte und verhätschelte sie sehr und erlaubte ihm alles zu tun, was er wollte.
Eines Tages spielte der Junge in Begleitung eines Waldhüters im nahen Bannwald. Da entdeckte er ein besonders schönes und schlankes Tannenbäumchen und rief: „Das da will ich haben! Daraus mache ich mir ein Steckenpferd!“
Der Waldhüter aber entgegnete: „Lasst den Baum bitte stehen, junger Herr! Den Bauern ist der ganze Bannwald heilig. Er soll ihre Höfe vor den Lawinen und Muren schützen.“
Das Riesenkind aber herrschte seinen Begleiter an: „Halt den Mund! Ich bin der Sohn der Königin! Ich tue, was ich will!“
Wütend lief der Junge selbst zum Tännlein hin und wollte es mit aller Kraft knicken. Doch das biegsame Holz schlüpfte ihm durch die Hände, der Stamm schnellte zurück und schleuderte das Riesenkind ins Moor. Triefnass und über und über von schwarzem, übel riechendem Moor bedeckt, krabbelte der kleine Königssohn aus dem Sumpfloch und lief jämmerlich heulend heim zu seiner Mutter.
Frau Hitt tröstete das schluchzende Kind und befahl ihrem Diener: „Entkleide den Jungen und säubere ihn mit weichen Brotkrumen, damit seine zarte Haut nicht wund wird.“
Als der Kammerdiener erschrocken die Augen aufriss und seinen Ohren nicht zu trauen glaubte, schrie Frau Hitt ihn an: „Hast du mich nicht verstanden? Hol die Brotkrumen, aber sofort!“
Kaum hatte der verängstigte Diener mit der Säuberung des Königssohns begonnen, da erschütterte ein unerhörter Donnerschlag das Riesenschloss und grelle Blitze durchschnitten die Luft. Gewaltige Stein- und Schlammlawinen wälzten sich von den Bergen herab und eine entsetzliche Finsternis fiel über das Land.
Als der Himmel wieder aufklarte, war aus dem blühenden Reich der Riesenkönigin eine öde, leere Wildnis geworden. Der Fluch der Bettlerin hatte sich erfüllt: Frau Hitt und ihr Riesensohn waren in graue Felsgestalten verwandelt, die für alle Zeit als steinernes Mahnmal auf der Nordkette über Innsbruck thronen.

Innsbruck Hötting/erzählt von Brigitte Weninger

Beim Bart des Kaisers

Wenn bedeutende Menschen sterben, erweisen ihnen auch heute tausende Trauergäste die letzte Ehre. Ganz zu schweigen von denen, die die Trauerfeierlichkeiten über die Medien verfolgen. In vorchristlicher Zeit gab man bei den Kelten einem verstorbenen Fürsten, der sich für die Gemeinschaft ausgezeichnet hatte, eine Brezel mit ins Grab. Dieses Gebildebrot sollte mit seinen in sich geschlungenen Kreisen als Zeichen der ewigen Wiederkehr für eine rasche Wiedergeburt dieses Menschen sorgen. Selbst heute ist in der Umschreibung „eine Brezn reißen“ für einen großen Sturz noch etwas von dieser Symbolik erhalten.

Auch wenn Karl der Große mit vielen heidnischen Traditionen brach: Das Volk dachte anders. Ein so bedeutender Herrscher wie er durfte einfach nicht mir nichts, dir nichts sterben. Und wenn er schon nicht mehr unter den Lebenden war, dann schlief er eben – zum Beispiel in einem Berg wie dem Untersberg, der sich majestätisch unmittelbar aus dem Alpenvorland erhebt; noch dazu in Gehweite einer Stadt wie Salzburg, die Karl dem Großen den Neuaufbau als geistiges und kulturelles Zentrum verdankt.

Tief drinnen in diesem Berg schläft er also, der alte Kaiser. Nicht in einem Bett, so heißt es, sondern sitzend an einen Tisch gelehnt verbringt er die Jahrhunderte. Dreimal muss sein Bart um den Tisch wachsen. Erst dann – und wenn vierundzwanzig Raben dreimal um den Berg fliegen – wird Karl der Große wieder erwachen. Keine Stunde früher. – Es sei denn, einer entwindet ihm das goldene Zepter, das er in seiner Rechten hält, und schlägt damit dreimal gegen den Berg. Dann wäre der Kaiser vorzeitig erlöst und würde mit seinem Heer aus dem Untersberg herauskommen. Das wäre der Auftakt für den Jüngsten Tag. Aber wer möchte das schon?

Ein Hirte weidete einmal seine Schafherde am Fuß des Untersbergs. Die Tiere grasten friedlich. Er selbst lag vergnügt im Gras und schaute versonnen ins weite Land.

Da stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen ein Zwerg vor ihm. „Na“, fragte der, „wie ist‘s? Willst du den Kaiser Karl sehen?“

Da musste der Hirt nicht lange überlegen. Er war ein aufgeweckter Bursche. „Aber was ist mit meiner Herde?“, fragte er noch.

„Kümmer dich nicht. Auch für die wird gesorgt sein“, meinte der Untersberger freundlich. Da sprang der Hirt mit einem Satz auf. Und schon ging‘s hinein in den Wald zwischen Felsen, durch Klüfte und Schluchten, dort hinauf und da hinein, durch den Spalt und runter in die Klamm, hinaus über den Felsengang und den Steig entlang. Der Bursche kannte sich gut aus am Berg, aber bald hatte er keine Ahnung mehr, wo sie waren. Schließlich kamen sie zu einer Pforte. Auch die hatte der Hirt noch nie gesehen. Der Zwerg machte ein Zeichen. Mit einem krachenden Donner sprang die schwere Tür auf. Gleich darauf standen sie in einem riesigen Saal. Den stützten rundum mächtige Säulen. Die Wände glänzten silbern. Wächter ragten starr und stumm wie Statuen vor ihnen auf.

In der Mitte des Saales sah der Bursch den Kaiser. Er ruhte auf einem mächtigen Thron aus purem Gold. Auf seinem Haupt lastete eine funkelnde Krone. Der Kopf war im tiefen Schlaf nach vorne gesunken. Vor Karl dem Großen stand ein Koloss von Marmortisch. Zweimal war der Bart schon um den Tisch gewachsen. Um den Kaiser herum saßen viele edle Herren, einige in prächtiger Rüstung, manche in reich verzierter, alter fränkischer Tracht. Gleich ihrem Herrn schliefen sie tief und fest. Einer wie der andere hatten sie ihre Köpfe in die Hände gestützt.

Staunend betrachtete der Hirte, was er da sah. Er war wie geblendet von der Pracht und Herrlichkeit, die hier aufblitzte. Unfassbar! Vor ihm schlief Kaiser Karl der Große! Ehrfurchtsvoll neigte er den Kopf. Da hob der Kaiser aus seinem tiefen Schlaf das Haupt. Die müden Augen fanden den Burschen: „Sag! Fliegen wohl zur Stunde die Raben noch um den Berg?“, dröhnte eine Stimme, die wohl schon lange nicht mehr erklungen war und die das Reden erst wieder erlernen musste.

„Ja, Majestät“, sagte der Bursche bedächtig. „Sie fliegen jetzt wie früher noch herum.“

„Dann muss ich noch einmal hundert Jahre schlafen!“, seufzte der Kaiser und sank wieder zurück in seinen bleiernen Schlaf.

Der Zwerg gab dem Burschen daraufhin einen Wink. So schnell wie sie gekommen waren, führte er ihn wieder hinaus aus dem Berg. Draußen drückte er ihm ein kleines Säckchen in die Hand. „Nimm das“, meinte er daraufhin. „Es ist der Lohn dafür, dass du unserem Herrn so unerschrocken Auskunft gegeben hast.“

Im nächsten Moment war der Untersberger wieder verschwunden. Am Hang graste die Herde. Kein Schaf fehlte. Es war, als ob nichts gewesen wäre. Und der Hirt? – Der nestelte neugierig das Säckchen auf. Gold war darin. Reichlich Gold. Damit hatte er ein gutes Leben.

Untersberg – Flachgau/erzählt von Helmut Wittmann

Die Wetterhexen

Der Schöckl ist seit jeher als Hausberg der Grazer bekannt, und weil er in seiner Erscheinung so dominant ist, regte er die Leute immer schon zu waghalsigen Behauptungen an. Etwa, dass er gefüllt mit unterirdischen Seen sei, die jederzeit seine Außenwand durchbrechen und die ganze Umgebung unter Wasser setzen könnten.
Nun, derlei G'schichtln glaubt heute kein Kind mehr, nur eine hält sich hartnäckig, und deshalb muss wohl was Wahres an ihr dran sein. Denn im Schöckl, so viel ist gewiss, hausen die Hexen. Gleich mehrere dieser hässlichen Geschöpfe sind es, davon geht man gemeinhin aus. Dazu muss man wissen, dass der Schöckl voller Löcher ist, den Dolinen – tiefen, schmalen Höhlen, die eine ständige Gefahr für Wanderer darstellen. Und in diesen Untiefen verstecken sich die boshaften Kreaturen und brauen das Wetter ganz so, wie es ihnen gefällt.
Am liebsten sind ihnen Unwetter jeder Art. Da lachen sie und kichern, und was viele als Pfeifen des Windes verwechseln, ist der Flug auf ihren Besen. Besonders bei dichtestem Nebel schwärmen die Hexen aus, genießen ihr düsteres Flugwetter und bewerfen die Menschen mit Hagelkörnern.
Deshalb gehen die Bauern der Region auch am liebsten mit den Zacken der Mistgabeln nach oben gerichtet außer Haus – das vertreibt die Hexen und lässt sie aus Furcht davor, aufgespießt zu werden, in die Höhlen fliehen.
Im Gegenzug ist niemandem zu raten, Steine in die Wetterlöcher am Schöckl zu werfen. Das bringt die Hexen in Rage und stachelt sie an, furchteinflößende Unwetter zu brauen. Doch es ereignen sich immer wieder auch ganz andere Begebenheiten. Wie etwa diese hier:
„Papa", rief eines Tages ein kleiner Junge, der ein Hagelkorn am Schöckl aufgehoben hatte.
„Was ist das?" Der Bub hatte das Korn in seiner Hand zergehen lassen und plötzlich war ein Haar aufgetaucht. Ein langes, graues Haar.
„Wonach sieht es denn aus?", fragte der Bauer, dem die Gänsehaut über die Arme rieselte. „Wie das Haar von einer alten Frau."
Der Bauer schaute den Buben lange an, so lange, bis dieser von selbst verstand und erschrak.
„Nein, Bub", grinste der Bauer, „musst nicht erschrecken. So ein Hexenhaar bringt Glück."
„Echt jetzt? So was bringt Glück?"
„Net so laut", zischte der Bauer und schlug seinem Sohn liebevoll auf die Schulter. „Sonst holen sie sichs zurück."

Graz-Schöckl/erzählt von Robert Preis

Der Zahnweh-Herrgott

An der Ostseite des Stephansdomes befindet sich seit alter Zeit eine Statue des leidenden Christus. Einige fromme Damen gefielen sich darin, das Haupt des Gottessohnes immer wieder mit frischen Blumen zu schmücken. Doch weil der Wind damals ebenso schneidig um den Dom pfiff wie heute, mussten die Kränze mit dicken Seidenmaschen festgebunden werden.
Das sahen drei lustige Zechbrüder, die nach ihrem Wirtshausbesuch am Stephansdom vorbeischlenderten. „Schaut's nur", spottete der Erste, „unser armer Herrgott hat Zahnweh! Deswegen schaut er gar so leidend drein."
„Kaa Wunder", scherzte der Zweite. „Er steht ja aa Tag und Nacht in der Zugluft."
„Deswegen hat er ja a schönes Zahntüchl umgebunden", meinte der Dritte. „Das hilft bestimmt!"
Die drei Freunde lachten noch eine Weile und wankten dann nach Hause.
Aber an Schlaf war nicht zu denken. Kaum hatte sich der erste Spötter ins Bett gelegt, wurde er von schrecklichem Zahnweh gepeinigt. Kein bekanntes Mittel half gegen die Schmerzen – weder Wärme noch Kälte noch ein Schluck aus der Schnapsflasche. Schließlich wurden die Zahnschmerzen so unerträglich, dass der Mann einen Arzt rufen ließ.
Der Doktor aber kam erst nach einer Ewigkeit und entschuldigte sich: „Es tut mir leid, dass Ihr so lange warten musstet, aber ich hatte vor euch noch zwei andere Zahnweh-Patienten. Vielleicht ist es eine neue Art von Zahnpest, gegen die ich allerdings kein Mittel weiß. Da kann wohl nur noch der Herrgott helfen ... "
Bei diesen Worten dämmerte dem Zechbruder plötzlich, was die Ursache für seine schrecklichen Schmerzen sein könnte. Wimmernd wälzte er sich aus dem Bett, band sich ein wollenes Zahntüchel um den Kopf und schlich zurück zum Stephansdom. Dort traf er seine beiden Freunde, die bereits reumütig vor dem leidenden Christus knieten. „Bittscheen, lieber Herrgott, nimm das Zahnweh von uns!", beteten die drei. Und weil sie gar so innig bettelten und feierlich versprachen, nie wieder leichtfertig über andere zu spotten, verschwanden die Schmerzen. Seit jener Nacht wird die Christusstatue auch „Zahnweh-Herrgott" genannt und bei vielen schweren Kopfleiden um Hilfe gebeten.

Wien-Stephansdom/erzählt von Brigitte Weninger

Die verstorbene Gerechtigkeit



Prächtig war der Hof des Bauern, von dem dieses Märchen erzählt, nicht, aber doch wohlbestellt und grad recht für ihn und die Seinen.
Zu jener Zeit lebte auch ein gewaltig reicher und mächtiger Graf in der Nähe.
Dieser kam einmal auf einem Spazierritt zu jenem Bauernhof, und er gefiel ihm sehr. Der hohe Herr besichtigte deshalb das ganze Gehöft. Dann ritt der Graf vor das Haus hin, wo eben der Bauer, dem das Anwesen gehörte, unter der Haustür stand.
Der Graf grüßte ihn freundlich, stieg vom Ross und sprach: „Guter Mann, möchtest du mir nicht deinen Hof verkaufen? Ich würde ihn sehr gut bezahlen.“
Der so Angesprochene brauchte diese Frage nicht lange zu überdenken und antwortete prompt: „Euer Gnaden, nichts für ungut. Aus dem Handel wird nichts. Auf diesem Hof lebten schon meine Vorfahren. Auch ich will hier meine alten Tage zubringen. Nein, ich verkauf den Hof nicht!“
Der Graf aber hatte in seinem ganzen Leben noch kein Nein hinnehmen müssen. Er bekam oder nahm sich immer, wonach ihm der Sinn stand, ohne nach Recht und Billigkeit zu fragen. Verärgert meinte er: „Ich will dir bis morgen Bedenkzeit lassen. Überleg es dir gut.“ Dann sprengte er wütend davon.
Der Bauer aber blieb bei seinem Beschluss, schüttelte den Kopf und dachte sich: „Aus dem Handel wird nun einmal nichts.“
Am folgenden Tag kam der Graf schon in aller Früh dahergeritten. Ohne abzusteigen fragte er den Hofherrn nach seinem Entschluss. Da antwortete dieser: „Euer Gnaden, ich habe meine Entscheidung getroffen. Es ist ein Erbhof, und ich bleibe hier. Aus diesem Handel wird nichts.“
Da wurde der Graf böse und rief: „Ich frage dich noch ein letztes Mal, ob du dein Anwesen gutwillig hergeben willst. Wenn nicht, so bekomme ich es doch!“
Der Bauer schüttelte jedoch seinen Kopf: „Ich bleibe bei meinem Wort: Den Hof verkauf ich nicht!“
Nun sprengte der Graf voller Zorn davon. Er ritt geradewegs zu einem Advokaten in die Stadt. Diesen bestach er mit Gold und ließ dem Bauern einen Prozess anhängen.
Der Advokat ließ nun auch die Richter wissen, dass der Graf steinreich sei und ihre Gunst sehr schätzen würde. Die Richter lockte das Geld, deshalb hielten sie zum Grafen und versprachen, den einfachen Mann mürbe zu machen.
Sie ließen den armen Kerl durch den Gerichtsdiener herbeiholen. Dann fragte der Advokat ihn, ob er seinen Hof verkaufen wolle oder nicht. Als der Bauer ein entschiedenes Nein erwiderte, wurde eine lange, schwer verständliche Klageschrift verlesen. Dann wurde dem Armen mitgeteilt, dass er einen Prozess gegen den Grafen gewinnen müsse, um seinen Hof zu behalten.
Der einfache Mann war ratlos und wusste sich nicht zu helfen. Was blieb ihm übrig? Er konnte sich auch keinen Rechtsgelehrten leisten. Der Graf hingegen hatte einen gewieften Advokaten. Da wurde nun hin und her prozessiert.
Sie riefen den Bauern oft in die Stadt und übertölpelten ihn ein ums andere Mal. Binnen kurzem war er ganz verschuldet. Die Richter entschieden gegen ihn, sodass er von Zuhause fort musste. Nicht mehr als hundert Gulden blieben ihm von Haus und Hof.
Da machte der sture Bauer den Richtern bittere Vorwürfe. Er rief: „Wenn auf Erden keine Gerechtigkeit mehr ist, so lebt doch noch im Jenseits ein Richter, der euch finden wird.“
Da lachten die Herren nur. Einer sagte ihm sogar ins Gesicht:
„Die Gerechtigkeit ist ja schon lange gestorben.“
Der Betrogene ging schweigend aus dem Gericht hinaus, geradewegs zum Kirchenvater. Dieser kannte den Mann schon lange. Er rief ihm freundlich zu: „Grüß dich Gott, mein Freund! Kommst du auch einmal in die Stadt, mich zu besuchen?“
„Ja“, antwortete dieser, „aber in einer sehr traurigen Lage.“ Dann erzählte er dem Kirchenvater die ganze Geschichte.
Er schloss mit den Worten: „Jetzt hab ich nur noch hundert Gulden, und die geb ich dir. Es ist grad so viel Geld, wie man bei euch in der Stadt zahlen muss, wenn man die große Glocke für einen Verstorbenen läuten lässt. Da hast du’s, und jetzt läute der Gerechtigkeit die Totenglocke. Aber läute recht lang.“
Der Kirchenvater nahm das Geld. Er ging mit seinem Knecht in den Turm und läutete die große Glocke. Das tat er in seinem mitfühlenden Zorn und auch weil hundert Gulden nicht wenig sind, eine sehr lange Zeit. Da gab’s nun in der Stadt ein Gefrage und Gerede, wer denn gestorben sei. Es müsse eine wichtige Persönlichkeit sein, wenn so lange geläutet wird. Doch niemand wusste, um wessen Tod es ging. So wurde die Neugierde immer größer. Auch der König, der in derselben Stadt seine Residenz hatte, erkundigte sich, wer denn gestorben sei. Doch nicht einmal er brachte es in Erfahrung.

Da schickte er einen Läufer zum Kirchenvater und ließ ihn fragen, für wen man so lange geläutet habe.
Der Geistliche sprach: „Für die Gerechtigkeit.“
Mit dieser Antwort eilte der Läufer zum König zurück. Wie der Herrscher das hörte, wurde er rot vor Zorn.
Er rief: „In meinem Reich ist die Gerechtigkeit noch lange nicht gestorben. Sie schläft nur zuweilen. Aber ich will sie wecken.“
Dann ließ er den Kirchenvater selbst herbeiholen. Er fragte ihn, wer die große Glocke für die verstorbene Gerechtigkeit habe läuten lassen.
Die Antwort lautete: „Eure Majestät, das war der Mann, der früher Schauferle-Bauer hieß.“

Eilends wurde nun der Bauer geholt, denn der König wollte alles von ihm selber hören.
Da erzählte dieser, wie der Graf ihn um Haus und Hof gebracht hatte, weil die Gerechtigkeit nicht mehr lebe. Der König war nun voller Zorn über die Richter, den Advokaten und den Grafen.
Er machte kurzen Prozess und gab dem Bauern sein Eigentum sogleich zurück. Dann ließ er den Grafen, den üblen Advokaten und die bestochenen Richter rufen und die Sache genau untersuchen. Schließlich verurteilte der gute König alle zum Tod. Sie wurden in Gestalt einer Glocke aufgehängt, und in ihrer Mitte zappelte der Graf. Seitdem aber kam die Gerechtigkeit wieder zum Leben und die Richter sprachen so Recht, wie es sich geziemt.

nach Zingerle/erzählt von Frau Wolle

Was ist das Schönste, Stärkste und Reichste auf der Welt?



Zwei Bauern standen einmal vor Gericht – ein reicher und ein armer. Sie zankten und stritten sich schon eine ziemlich lange Zeit. Schließlich hatte der Richter keine Lust mehr, sich das Hin und Her anzuhören.
Er war ein sehr kluger Mann. Schon manches Mal hatte er sich durch geschickte Einfälle lästige Leute vom Hals geschafft.
So sagte er eines Tages zu den beiden Bauern: „Wisst ihr was? Ich mag nicht mehr. Lasst diesen Streit mit einem Rätsel enden! Derjenige von euch hat hier gewonnen, der mir bis morgen die richtige Antwort auf drei Fragen zu geben weiß. Was ist das Schönste, das Reichste und das Stärkste auf der Welt?“
Als der reiche Bauer das hörte, ging er voller Freude heim. Jedem, dem er begegnete, erzählte er höchst vergnügt von der Weisheit und Gerechtigkeit des Richters. Denn der törichte Mann dachte bei sich. „Dass mein Weib das Schönste auf der Welt ist, dass meine Ochsen das Stärkste sind und ich selbst der Reichste bin, das ist so klar wie die Sonne am Himmel.“
Der arme Bauer hingegen schnitt ein langes Gesicht. Eine Weile blieb er stehen und machte sich dann endlich langsam und verdrießlich auf den Weg. Bei sich murrte er über die Torheit und Ungerechtigkeit des Richters. Wenn ihn jemand ansprach und fragte, warum er so grantig dreinschaue, dann ging beim Erzählen jedes Mal ein Donnerwetter los.
Bald hatte er den Hof erreicht. Seine Tochter arbeitete gerade im Garten. Als sie den Vater mit hängendem Kopf daherkommen sah, wusste sie gleich: „Holla, heut ist’s nicht gut ausgegangen“. Sie hatte die Zeichen auf der Stirn des Alten von Kindheit an genau zu lesen gelernt.
So rief sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit: „Schau, Vater, so herrlich sind uns die Krautköpfe noch nie geraten. Große Kugeln ohne einen Wurm drauf!“
„Was, Krautköpfe!“, rief der Bauer. „Der Richter ist ein Krautkopf.“
„Hast du’s verspielt?“, fragte das Mädchen.
„Verspielt hab ich’s noch nicht. Aber bis morgen soll ich dem Richter ein Rätsel lösen. Was das Schönste, das Stärkste und das Reichste auf der Welt sei, will er wissen. Wenn ich es nicht errate, dann ist alles hin.“
Da rief die Tochter freudig: „Sei gescheit! Das ist ja leicht. Das Schönste ist der Frühling, das Stärkste ist der Erdboden, das Reichste aber ist der Herbst.“
Da dachte der Alte eine Zeit lang auf den Gartenzaun gestützt nach.
„Da magst du recht haben“, meinte er schließlich.
Am andern Tag traten die beiden Bauern wieder vor den Richter.
Noch bevor dieser Zeit hatte zu fragen, platzte der Reiche schon heraus: „Das Schönste, Herr Richter, ist mein Weib, das Stärkste sind meine Ochsen, der Reichste aber bin ich selbst. Den Preis hab ich gewonnen.“ Da wandte sich der Richter zum Armen und fragte ihn: „Und, was hast du mir zu sagen? Heraus mit der Sprache!“
„Ich meine, das Schönste ist der Frühling in all seiner Pracht, das Stärkste der Erdboden, der uns alle trägt, und das Reichste der Herbst, in der Welt und auch im Leben eines Menschen.“
„Ja“, rief der Richter da freudig und klopfte ihm auf

die Schulter, „du hast's erraten. So hast du den Prozess gewonnen. Aber bevor du heimgehst, sag mir eines: Ist des Rätsels Lösung auf deinem Mist gewachsen?"
Da meinte der Bauer ehrlich: „Nein, das war nicht meine Gescheitheit, meiner Tochter daheim ist es eingefallen. Sie ist's, die mir so gut geraten hat."
„Nun, so sag deiner klugen Tochter, dass ich sie zur Frau nehmen will, wenn sie im Stande ist, unangekleidet und doch nicht nackt, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht auf der Straße und nicht auf Seitenwegen von euch daheim zu mir in die Stadt zu kommen."
Dem armen Bauern schaute bei der Aussicht auf einen solchen Schwiegersohn die Freude aus den Augen heraus. Er versprach seiner Tochter alles getreulich auszurichten.
Beide Bauern machten sich auf den Weg nach Hause. Aber heute war es anders als gestern. Der Arme erzählte jedem, der ihm begegnete, fröhlichen Mutes von der Weisheit und Gerechtigkeit des Richters.
Der Reiche hingegen murrte über dessen Torheit und Ungerechtigkeit. Wenn ihn jemand ansprach und fragte, warum er so missmutig dreinschaue, so ging jedes Mal ein Donnerwetter los.
Als der Arme nach Hause kam, sah seine Tochter schon von Weitem, wie das Wetter heute war. Sie rief zum Fenster heraus: „Nicht wahr Vater, ich hab's erraten!"
„Freilich hast du's erraten, aber ich hab noch ein Rätsel für dich."„Was denn, Vater?"
„Der Herr Richter lässt dir sagen, er würde dich heiraten, wenn du im Stande bist, ohne Kleider und doch nicht nackt, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht auf der Straße und nicht auf Seitenwegen von uns daheim zu ihm in die Stadt zu kommen."
„Ich Frau Richterin werden?", rief die junge Frau überrascht. „Nun, das wäre gar nicht übel. Da muss ich gut überlegen."
Sie dachte nach, wie sie die Sache recht gescheit angehen sollte. Bald hatte sie einen klugen Einfall. Ein paar Stunden, bevor der Tag zu Ende ging, ließ sie sich den Weg von zu Hause bis zur Stadt mit Brettern belegen. Dann zog sie sich aus und warf sich ein Fischernetz um. So ging sie ohne Kleider und doch nicht nackt, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, in der Abenddämmerung dahin. Sie ging dabei nicht auf der Straße und nicht auf Seitenwegen, sondern stieg immer nur auf die Bretter am Weg.
Der Richter war hocherfreut über die Klugheit der Frau. Er hielt sein Wort. Einen Monat später wurde die Hochzeit mit aller Pracht gefeiert. Doch eine Bedingung stellte der Bräutigam der Braut. Sie dürfe niemandem, der vor ihm einen Prozess zu führen hatte, irgendeinen Rat erteilen. Dann verging die Zeit.
Eines Tages kam ein alter Bekannter zur Frau Richterin und erzählte ihr, dass er mit seinem Nachbarn viel zu streiten habe. Er sei deswegen in großer Verlegenheit. Anfangs weigerte die Richterin sich standhaft, ihm zu helfen. Sie erklärte dem Bauern weitläufig, dass sie durch einen solchen Beistand ihren Rang und ihren Mann verlieren würde.
Da fing der sture Bauer an, alle weisen Sprüche und jeden Rat, den er je von ihr gehört hatte, aufzuzählen. Dabei schaute er ihr unverwandt ins Gesicht, um zu sehen, welche Antwort diesmal wohl die rechte sei. So erwischte er sie. Die Frau ließ nun zuerst ein Wort nach dem andern fallen, und schließlich sagte sie ihre Meinung rundheraus. „Aber bitte verrate niemandem, wer dir das geraten hat. Höre! Versprich's!", rief sie dem Bauern nach.
Dieser stellte sich nun vor Gericht seinem Gegner. Durch die Weisheit der Richterin gewann er auch. Der Richter aber ahnte gleich, wodurch der Bauer über Nacht so klug geworden war. Er nahm ihn beiseite. So lange fragte der Richter den armen Bauern, bis dieser gestand, wer seine Ratgeberin gewesen sei. „Mein Weib muss augenblicklich aus dem Haus", rief der mächtige Mann zornig.
Seine Frau aber hatte alles mit angehört und ließ sich nicht so schnell irremachen. Sie trat mutig ins Gericht hinein. Sehr sanft und wortreich bat sie ihren lieben Mann, er möge wenigstens noch einmal mit ihr gemeinsam essen. Und als Erinnerung an die guten gemeinsamen Jahre möge er sie dann zum Abschied das Liebste im Haus mitnehmen lassen. Das gestattete der Richter seiner Frau.
Als es Essenszeit war, setzten sich die beiden Eheleute zusammen. Er suchte seinen Zorn mit Wein zu löschen. Sie aber lächelte hier und da nachdenklich vor sich hin. Der Richter tat des Guten zu viel. Bald sank ihm der Kopf auf die Brust und er fing an, kräftig zu schnarchen.
Da packte die Richterin ihren Mann und fuhr mit ihm – dem Liebsten, das sie hatte – in Richtung ihres Heimathofs.
Als die holprige Straße den Rausch aus dem Mann herausgerüttelt hatte, erwachte der Richter. Er musste nicht erst fragen, was geschehen sei, denn er merkte gleich, dass seine Frau wieder einmal die Klügere gewesen war.
Weil er selber auch kein Dummkopf war, bat er sie um Verzeihung, und die beiden kehrten gemeinsam wieder nach Hause zurück. Sie lebten noch viele, viele Jahre in Frieden und Eintracht miteinander. Wir, die wir diese Geschichte gehört haben, wir können uns nur wünschen, dass alle Frauen so klug wären wie die Frau Richterin.
Und alle Männer klug genug, um es zu merken.

nach Zingerle/erzählt von Frau Wolle

Was ist das Kostbarste?



Gleich gern hatte der König seine drei Töchter, doch nur eine von ihnen konnte Königin werden. Welche von den dreien sollte er dazu bestimmen?
Eines Tages dachte er sich eine Prüfung aus. Sein Geburtstag stand vor der Türe, und er ließ die Töchter zu sich kommen. Dann sagte er zu ihnen: „Meine lieben Kinder, ich hab euch alle drei von Herzen gern.
Lange hab ich nicht gewusst, welche von euch ich zur Erbin meines Thrones wählen soll. Nun aber bin ich mit mir eins geworden, euch eine Aufgabe zu geben. Bringt mir zu meinem Geburtsfest etwas, das eurer Meinung nach im Leben der Menschen höchst notwendig ist. Diejenige von euch, die mir das Beste und Wichtigste schenkt, soll nach meinem Tod Königin sein. Geht also und bedenkt euch wohl!“
Als der Geburtstag des alten Königs kam, brachte ihm die Älteste als Geschenk, geheimnisvoll umhüllt, das, was sie für besonders kostbar und notwendig hielt. Die Mittlere hielt es ebenso. Ob es Gold war, Silber oder Edelsteine, weiß ich nicht. Was hättest du wohl gewählt? Die Jüngste aber brachte einfach ein handgroßes verziertes Gefäß zu ihrem Vater. Als er hineinschaute, lag darin nichts als ein schlichtes Häufchen Salz.
Wie der König das sah, wurde er über alle Maßen zornig wegen des so einfachen Geschenks. Er jagte seine jüngste Tochter aus dem Schloss und verbot ihr, sich jemals wieder unter seine Augen zu wagen.
Die verstoßene Königstochter zog nun tieftraurig ganz alleine in die unbekannte Welt hinaus. Sie war keine Prinzessin mehr und hatte nichts als ihren eigenen Verstand zum Trost. Nachdem sie eine gute Zeit durchs Land gewandert war, kam sie zu einem Wirtshaus. Dort herrschte eine kräftige Wirtin, die das Kochen von Grund auf verstand. Bei dieser ging die junge Frau nun in die Lehre. Weil sie so klug war und auch gerne arbeitete, brachte es die Königstochter bald so weit, dass sie ihre Lehrmeisterin in der Kochkunst um einiges übertraf.
Die Leute erzählten sich landauf, landab von der vortrefflichen Köchin, die in diesem Wirtshause sei. Jedermann, der des Weges kam und noch ein paar übrige Kreuzer in der Tasche klingeln hörte, kehrte ein, um sich einen Knödel oder gar einen Braten servieren zu lassen.
Nun reist ja nichts schneller um die Welt als das, was ein Mund dem anderen erzählt.
So erreichte der Ruf der Köchin schließlich auch die Ohren des Königs. Er beschloss, diese von allen gerühmte Frau als Hofköchin anzunehmen.
Da trug es sich zu, dass die älteste Königstochter Hochzeit halten wollte. So musste die neue Köchin das Hochzeitsmahl mit großem Aufwand und allem Drum und Dran zubereiten. Am Festtag wurde eine erlesene Speise nach der anderen aufgetragen, bis sich die Tische unter den Köstlichkeiten bogen. Alles war vortrefflich. Das Lob der Köchin ging von Mund zu Munde.
Endlich wurde auch die Lieblingsspeise des Königs serviert. Dieser nahm schnell seinen Löffel und kostete erwartungsvoll. Doch was war das? Rot vor Zorn spuckte er aber den Bissen wieder aus und rief: „Das ist ja nicht gesalzen! Lasst sofort die Köchin vor mich kommen!“
Man lief schnell, um sie zu holen. Die junge Frau trat unerschrocken mit erhobenem Kopf in den Saal.
„Warum hast du meine Lieblingsspeise nicht gesalzen, du nachlässiges Mädl“, herrschte sie der König an.
Da antwortete die Köchin gelassen: „Fehlt dieser Speise denn etwas Wichtiges, dass Ihr so zürnen müsst? Habt Ihr nicht eure jüngste Tochter verstoßen, weil sie dachte, dass das Salz im Leben der Menschen höchst notwendig sei?“
Als der König diese Worte hörte, erkannte er seine Tochter. Den faden Geschmack der Speise noch auf der Zunge, bat er sie vor aller Ohren um Verzeihung. Er hieß sie an seiner Seite sitzen und nahm sie wieder als sein liebes Kind auf.
Jetzt wurde allen Gästen die ganze Geschichte von Anfang an erzählt. Danach wurde die Hochzeit erst recht lustig, und der König lebte noch viele Jahre lang bei seinen drei lieben Töchtern.
Wer aber später einmal Königin geworden ist, das kannst du selbst erraten.

nach Zingerle/erzählt von Frau Wolle

Die Bremer Stadtmusikanten

Es hatte ein Mann einen Esel. Schon lange Jahre hatte der die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen, aber nun gingen seine Kräfte zu Ende, so dass er zur Arbeit nicht mehr taugte. Da dachte der Herr sich, dass das Tier mehr Futter fresse als es wert sei. Aber der Esel merkte, woher der Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen. Dort, meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden.
Als er ein Weilchen so gewandert war, fand er einen Jagdhund am Weg liegen, der japste wie einer, der sich müde gelaufen hat.
„Nun, was japst du so, Packan?“, fragte der Esel.
„Ach“, sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, auch auf die Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr totschlagen wollen. Da hab ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“
„Weißt du was“, sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant, geh mit und lass dich auch bei der Musik anheuern. Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauken“.
Der Hund war‘s zufrieden, und sie gingen weiter.
Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze an dem Weg und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?“, sprach der Esel.
„Wer kann da lustig sein, wenn‘s einem an den Kragen geht“, antwortete die Katze, „weil ich nun in die Jahre komme, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne als nach Mäusen jage, hat mich meine Frau ersäufen wollen. Ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer: Wo soll ich hin?“ „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du eine Stadtmusikantin werden.“ Die Katze hielt das für gut und ging mit.
Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Tor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein“, sprach der Esel, „was hast du vor?“ „Da hab ich gut Wetter prophezeit ein Leben lang“, sprach der Hahn. „Aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen. Da soll ich mir heut Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, solang ich noch kann.“ „Ei was, du Rotkopf“, sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort, etwas Besseres als den Tod findest du überall. Du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so wird es sicher gut.“
Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle viere zusammen fort.
Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen abends in den Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze machte es sich in den Ästen gemütlich, der Hahn aber flog bis an die Spitze, wo es am sichersten für ihn war.
Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da schien ihm, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen. Er rief seinen Gesellen zu, es müsste nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.“ Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch dran täten ihm auch gut. Also machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?“, fragte der Hahn. „Was ich sehe?“, antwortete der Esel. „Einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen‘s sich wohl sein.“ „Das wäre was für uns“, sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!“, sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müssten, um die Räuber hinauszujagen, und fanden endlich ein Mittel.
Der Esel musste sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf.



Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an, ihre Musik zu machen: Der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, dass die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.
Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie

das Licht aus und suchten sich eine neue Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Türe, die Katze auf den Herd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken. Weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein.
Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von Weitem sahen, dass kein Licht mehr im Haus brannte und alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen.“ Er hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, ein Licht anzuzünden, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er ein Schwefelhölzchen daran, damit sie Feuer fangen sollten. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hintertüre hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biss ihn ins Bein, und als er über den Hof an dem Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß. Der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!“
Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Haus sitzt eine greuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt, und vor der Türe steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen, und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen, und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: „Bring mir den Schelm her“. Da machte ich, dass ich fortkam.“
Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus, den vier Bremer Stadtmusikanten gefiel‘s aber so wohl darin, dass sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hatte, dem ist der Mund noch warm.

nach den Gebrüdern Grimm

Die eigene Farbe finden

Vor langer, langer, sehr, sehr langer Zeit, da hatten die Dinge gerade ihre Farben bekommen:

Die Erde war braun, das Gras war grün,
der Himmel blau und die Rose rot.

Nur einer, ein einziger, hatte keine Farbe abbekommen und war deshalb sehr betrübt. Dieser eine war der Schnee.
Als er lange genug traurig gewesen war, wandte er sich nach unten und sprach: „Grüß dich, liebe Erde. Weißt du, deine Farbe gefällt mir. Aber schau mich nur an. Ich bin ganz farblos. Während ihr anderen alle so schön geworden seid, bin ich leer ausgegangen. Gibst du mir etwas von deiner Farbe ab?“
Aber die Erde schlief und hörte ihn nicht.
Da rief der Schnee zum Himmel hinauf: „Guten Morgen, du Schöner! Du bist so reich und leuchtest wie ein Traum. Magst du mir etwas Farbe schenken? Ich werde dafür immer lieb an dich denken.“
Er lauschte seinen Worten hinterher, erhielt aber keine Antwort, denn der Himmel war zu weit weg und hatte ihn nicht gehört.
„Hallo!“, sagte der Schnee nun zum Gras. „Bitte gib mir etwas von deiner Farbe ab! Ich finde sie wunderschön.“
Aber das Gras war geizig. „Wenn ich von meinem herrlichen Grün etwas hergebe, habe ich vielleicht für mich selbst nicht genug“, dachte es und ließ ein schnippisches „Nein!“ hören.
„Rose“, säuselte der Schnee, „deine Farbe ist kräftig und schön. Du bist reich und edel. Schenke mir doch bitte etwas von deinem ganz besonderen Farbton.“ Hätte die Rose diesen Wunsch erfüllt, dann sähen unsere Winter ganz anders aus als wir es gewohnt sind. Aber die Rose war hochmütig. Sie antwortete nicht, denn mit so einem farblosen Gesellen wollte sie nicht einmal ein Gespräch führen.
Der Schnee wurde noch trauriger als zuvor. Er weinte sogar. Aber dann machte er sich abermals auf den Weg. Er ging noch weiter in die Welt hinaus und schaute sich unter den Wesen um.
Eines Tages sah er an einer Weggabelung eine kleine, unscheinbare Blume. Sie hielt den Kopf leicht geneigt, so als wäre sie in Gedanken versunken, als sänge sie leise für sich ein Lied oder als dächte sie sich ein Gedicht aus.
„Guten Tag“, begrüßte der Schnee die Blume.
Die Blume blickte auf. „Danke und auch dir einen guten Tag!“, antwortete sie.
„Würdest du mir bitte etwas von deiner Farbe abgeben?“, fragte der Schnee, halb zögernd, halb hoffnungsvoll.
Und was sagte diese kleine Blume?
„Ja“, antwortete sie mit heller, klarer Stimme. „Nimm dir, so viel du magst. Es ist sicher genug für uns beide da.“
Seitdem hat der Schnee seine weiße Farbe.
Seitdem tut er dieser einen Blume nichts zu Leide.
Und seitdem heißt diese Blume: Schneeglöckchen.

Margarete Wenzel, Anita Ortner
aus: Es war 1001 Mal, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Flohmarkt



Vorgestern war Jana noch im Freibad – und plötzlich ist Herbst. In der Nacht hat es geregnet und mit einem Mal ist es vorbei mit dem Sommer. Eigentlich könnte sich Jana freuen.
Sie mag den Herbst. Gummistiefelwetter, Pfützenspringen, Drachensteigen, Laubhaufenhüpfen – und am Montag ist Jana schon ein Schulkind!
Gestern hat Jana fast nicht einschlafen können vor Aufregung, weil es nur noch drei Tage sind bis Schulanfang. Aber jetzt sitzt sie in ihrem Zimmer und starrt ganz verzweifelt auf die große Holztruhe mit ihrem Spielzeug. Die Hälfte soll sie aussortieren und wegwerfen. Die Hälfte!
Der Herbst ist schuld. Dieses Wetter tut Mama nicht gut. Da bekommt sie eine ganz seltsame Stimmung. Sie putzt und schrubbt, sie wischt alle Laden heraus und wäscht alle Bettdecken und wenn ihr etwas nicht mehr gefällt, muss es weg. Das stopft sie einfach in einen großen schwarzen Müllsack.
„Meine Spielsachen kommen sicher nicht in deinen Müllsack!“, sagt Jana mit fester Stimme.
„Das kommt gar nicht in Frage!“
„Da sind doch Sachen dabei, mit denen spielst du schon seit Jahren nicht mehr“, meint Mama. „Der gelbe Teddybär zum Beispiel, oder die Holzlokomotive.“
„Sicher spiele ich manchmal noch“, ruft Jana. „Und außerdem ist das Umweltverschmutzung, wenn man das alles wegwirft!“
„Wir werfen es ja nicht weg“, beruhigt Mama sie. „Das Rote Kreuz schickt die Sachen zu Familien in Rumänien, denen es nicht so gut geht. Die Kinder dort freuen sich über so schöne Spielsachen.“

„Die Sachen gehören zu mir“, sagt Jana mit weinerlicher Stimme. „Die müssen im selben Land bleiben wie ich.“
Mama hebt die Arme in die Höhe und geht aus dem Zimmer. Das heißt nicht, dass Jana recht hat. Das heißt leider nur, dass Mama eine Pause braucht.
Beim Abendessen ist es dann so weit.
„Jana“, sagt Mama. „Ich weiß jetzt, wie wir es machen.“ Mama hat ihre Erziehungs-Stimme und Jana weiß: Was jetzt kommt, gilt für immer und ewig, da kann man nichts mehr machen.
Mama erzählt von dem großen Flohmarkt, der morgen stattfinden soll. Der ganze Park soll voll sein mit Ständen, und der Flohmarkt hat sogar einen Namen: „Kinder verkaufen ihre Schätze“.
„Das wird sicher ein Riesenspaß“, meint Mama.
„Deine alten Spielsachen bekommen einen guten neuen Platz und du kriegst auch noch Geld dafür!“
Jana zuckt nur mit den Schultern.
Ein Frühstück und ein Mittagessen später sitzt sie schon hinter einem Tisch im Park. Mama hat ein schönes blaues Tuch über den Tisch gebreitet. Darauf sind jetzt Janas Schätze aufgelegt: der gelbe Teddy, ihr Sandspielzeug und die Lokomotive mit den Schienen. Ihr riesiges Pappbilderbuch, das Steckenpferd und die Puppe mit der Flechtfrisur.
Jana ist todunglücklich.
Das soll sie alles hergeben? Davon geht ihr Herz kaputt, ganz bestimmt. Man darf Kinder nicht von ihren Schätzen trennen. Und dann soll sie die Sachen auch noch selber verkaufen. Das ist grausam. Das ist gegen die Kinderrechte.

„Ich will den Teddy kaufen“, sagt ein kleiner Bub. Er wischt sich mit der Hand über die Rotzblase an seiner Nase und schaut gierig auf Rudi Nudelbaum, den klügsten Teddy der Welt. Jana dreht sich der Magen um. Der soll seine schmutzigen Finger gefälligst von ihrem Bären lassen!
„Für hundert Euro gehört er dir“, sagt Jana mit einem schiefen Lächeln.
„Ich frag meine Mama“, sagt der Bub, während er sich die Hand an der Hose abwischt. Gespannt schaut ihm Jana hinterher. Sie sieht nicht, wo genau die Mama des Buben steht. Aber ganz sicher gibt sie ihm keine hundert Euro für einen gelben Teddybären. Rudi Nudelbaum ist gerettet.

„Schönes Pferd“, sagt da eine piepsige Stimme neben Jana. Jana hat das Mädchen mit der orangen Strickweste gar nicht gesehen. Sie steht da, die Hände tief in den Taschen vergraben, und schaut sehnsüchtig das Steckenpferd an. Fallada, der wilde Hengst mit der wallenden Wollmähne ...
Mit Fallada hat Jana so viele Ausritte gemacht, dass sie sie gar nicht zählen könnte. In letzter Zeit war sie zu beschäftigt zum Reiten. Aber es war ja auch Hochsommer, und Fallada hasst

Gelsen und von der Hitze wird ihm schwindlig. Jetzt werden sie wieder gemeinsam Abenteuer erleben. Jawohl!
Das Mädchen steht immer noch da.
„Verkaufst du mir das Pferd?“, fragt sie schüchtern.
„Aber sicher“, meint Jana gedehnt. In ihrem Kopf rattert es. „Wenn du dich traust …“
„Was meinst du damit?“, fragt das Mädchen.
„Na ja – das ist kein gewöhnliches Steckenpferd“, sagt Jana. „Außer mir sind bis jetzt nur zwei andere Menschen darauf geritten. Mein Cousin ist damit in den Bach gestürzt, weil er es nicht zum Stehen gebracht hat. Und ein Freund von mir hat keine Vorderzähne mehr.“
„Warum denn das?“, ruft das Mädchen erschrocken.
„Gehsteigkante“, erzählt Jana so lässig wie möglich. „Direkt vor der großen Kreuzung. Glück im Unglück, dass er nicht auch noch unter ein Auto gekommen ist.“
Ungläubig starrt das Mädchen auf das Steckenpferd. Dann dreht sie sich schnell um und verschwindet in der Menschenmenge.
Jana seufzt erleichtert auf. Fallada ist gerettet.

Jana fühlt sich schlapp. Wie lange soll das noch so gehen heute? Sie kämpft wie eine Löwin für ihre Schätze, aber langsam gehen ihr die Ideen aus. Müde lässt sie den Blick über den Flohmarkt schweifen. Ein Tisch reiht sich neben den anderen. Manche Kinder haben ihren Stand direkt vor einem Baum aufgebaut und lehnen sich jetzt mit dem Rücken gegen den Stamm. Besonders glücklich schaut niemand drein. Außer der blonde Bub direkt neben ihr vielleicht. Der schaut die ganze Zeit herüber und lacht.
Jana mustert die Spielsachen, die der Bub zum Verkauf anbietet. Der hat gut lachen. Ein paar abgeschlagene Matchbox-Autos, total zerfledderte Comic-Hefte, unfassbar viele Sammelfiguren aus Überraschungseiern … Anscheinend ist der Blondschopf ein Sammler. Der hat sicher noch einmal doppelt so viele Figuren und Comics zu Hause. Dem tut das gar nicht weh, wenn er ein paar davon verkauft.
„Wie viel kostet denn die Lokomotive?“, fragt ein Herr mit Hut. Jana erschrickt. Der Herr sieht viel zu alt aus, um selbst mit der Lok zu spielen. Vielleicht braucht er ein Geschenk für sein Enkelkind. Was soll sie jetzt tun? Sicher hat er Geld. Mit Horror-Preisen kann sie den nicht schocken. Und Lügengeschichten traut sie sich nicht zu erzählen. Womöglich verpetzt er sie bei Mama und Papa. Alte Männer mit Hut machen die seltsamsten Sachen. Ratlos starrt Jana auf ihre Lok.
„Entschuldigung?“, sagt der Hut-Herr und räuspert sich. Janas Gedanken rasen so wild hin und her, dass ihr Kopf gleich platzt, das spürt sie.
„Ich …“, stammelt sie.
„Du!“, ruft der Blondschopf vom Stand nebenan. Er taucht unter seinem Tisch durch und neben Jana wieder auf. „Das hat leider ein wenig gedauert, aber jetzt hab ich das Geld. Wie ausgemacht.“
Verblüfft reißt Jana die Augen auf. Er hat das Geld? Welches Geld denn? Und was haben sie ausgemacht?
„Nimm schon“, drängt der Bub. „Ich hab nicht ewig Zeit, ich muss zurück zu meinem Stand.“
Er drückt Jana einen Geldschein in die Hand und greift schnell nach der Lokomotive.
„Ach so ist das“, brummelt der Herr. Er hebt seinen Hut zum Gruß und geht weiter.
„Aber so ist das doch gar nicht!“, murmelt Jana. Eine Mordswut steigt in ihr auf. Sie wollte die Lok doch gar nicht verkaufen. Der Blondschopf hat sie übers Ohr gehauen! Jetzt steht er da und grinst blöd.
„Das sind zehn Euro“, sagt er und zwinkert. „Den Rest kannst du gerne behalten.“ Wütend schaut Jana auf den Geldschein in ihrer Hand. Aber … das gibt es doch gar nicht! Da liegt nichts anderes als ein Stück Papier! Kariert, mit rotem Rand, sauber zusammengefaltet.
„Spinnst du?“, faucht Jana.
„Nein“, lacht der Bub, „eigentlich gar nicht.“ Er beugt sich zu Jana über den Tisch. „Willst du mir vielleicht eine Schlumpfine abkaufen? Ich habe zwei: eine im Brautkleid und eine mit Blumenkorb.“ Wieder zwinkert der Bub so komisch.
Da kapiert Jana. Der will seine Spielsachen auch nicht verkaufen! Wenn sie zusammenhelfen, können sie die Erwachsenen überlisten!

So unauffällig wie möglich kriecht Jana unter ihrem Tisch durch. Sie schlendert zum Nachbarstand und begutachtet die Sammelfiguren.
„Die Schlumpfine im Brautkleid gefällt mir irgendwie“, sagt sie. „Wie viel kostet die denn?“
„Für zehn Euro gehört sie dir“, sagt der Bub.
„Die nehme ich“, sagt Jana. Sie drückt ihm den karierten Zettel in die Hand und greift nach der blauen Plastikfigur.
„Ich bin übrigens der Sebastian“, grinst der Blondschopf.
„Ich heiße Jana“, lächelt Jana. „Und ich bin sicher, dir gefällt mein Riesen-Bilderbuch. Aus Pappe, unkaputtbar.“
„Zehn Euro?“, fragt Sebastian.
„Gebongt“, nickt Jana. „Freut mich, mit dir Geschäfte zu machen.“

Sarah Michaela Orlovský aus: Geschichten von Jana, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Ich bin nicht ich

Jana setzt ihre blau geringelte Haube auf, damit ihre langen Haare verschwinden. Dann ist ihr so heiß, dass sie den Pulli ausziehen muss.
„Essen ist fertig!“, ruft Mama aus der Küche.
Jana schnappt sich den grünen Spielzeugtraktor und saust los. Im Nullkommanichts sitzt sie am Esstisch. Papa teilt das Essen aus.
„Möchtest du Backerbsensuppe, Jana?“, fragt er.
„Ich bin nicht Jana, ich bin Sebastian!“, sagt Sebastijana.
Ein verwundertes Mamagesicht schaut aus der Speisekammer heraus.
„Eh – möchtest du Backerbsensuppe?“, probiert Papa es noch einmal.
„Du musst sagen ‚Möchtest du Backerbsensuppe, Sebastian?‘“, erklärt Sebastijana.

Die Papaschultern zucken gleichzeitig mit den Mamaaugenbrauen. Einmal hinauf, einmal hinunter.
„Möchtest du Backerbsensuppe, Sebastian?“, fragt Papa.
„Nein danke, ich hasse Backerbsen“, sagt Sebastijana.
„Aber Backerbsensuppe ist doch deine Lieblingssuppe, Jana!“, meint Mama erstaunt.
„Ich bin nicht Jana, ich bin Sebastian“, erklärt Sebastijana noch einmal laut und deutlich. „Und Frittatensuppe ist meine Lieblingssuppe, ich hasse Backerbsen.“
„Na, dann eben nicht“, seufzt Papa und schöpft Suppe in den Mamateller und in den Papateller.
„Aber ich setze mich gerne zu euch, während ihr esst“, meint Sebastijana höflich.
Papa und Mama wünschen sich einen guten Appetit. Papa schlürft ein bisschen. Die Suppe duftet und Sebastijana knurrt der Magen. Aber sie isst auch keine Fleckerlspeise und keinen Salat, weil Sebastian weder Faschiertes noch Gurken mag.
Mama reibt sich den Bauch, weil das Essen so gut war, und Papa muss sich den obersten Hosenknopf aufmachen. Sebastijana fährt mit dem grünen Traktor noch einmal um ihr Orangensaftglas, über das Tischbein hinunter und durch die Schiebetür hinaus in ihr Zimmer. Spielen ist sowieso besser als essen.
Im Kinderzimmer darf die blaue Giraffe abwechselnd eine Runde mit dem Traktor fahren und auf dem Schaukelpferd reiten. Gerade während eines besonders wilden Ritts ruft Mama: „Sebastian!“
Gespannt läuft Sebastijana in die Küche. In der Tür macht sie eine Vollbremsung und starrt auf den Küchentisch. Das gibt es doch gar nicht! Da steht ein Teller mit einer riesigen Eispalatschinke, umgeben von zwei Schlagobershügeln mit Schokoladen-saucegipfelkreuz.
Jana liebt Eispalatschinken!
Schnell hüpft sie auf die Eckbank und hat schon die Gabel in der Hand – da fällt ihr ein, dass Sebastian Vanilleeis nicht mag. Er isst nur Erdbeereis. Und Eispalatschinken mit Erdbeereis gibt’s nicht. Traurig legt Jana die Gabel weg und lässt die Schultern hängen.
Mama setzt sich zu ihr an den Tisch. „Die hab ich für dich gemacht, Sebastian. Eispalatschinken sind nämlich die Lieblingsspeise von meiner kleinen Jana“, erklärt sie. Sebastijana läuft eine Träne über die Wange. Sie fühlt sich schrecklich. Schrecklich hungrig vor allem.
„Warum willst du denn nicht mehr Jana sein?“, fragt Mama und fängt die Träne mit dem Zeigefinger auf.
„Ich wäre lieber ein Bub. Für Jana gibt es gar keinen Spitznamen. Zu Sebastian kann man Sebi sagen, oder Basti, oder Wastl.“
„Und du möchtest auch einen Spitznamen?“
„Ja, aber einen schönen.“ Sebastijana schaut auf den Eispalatschinkenteller. „Nicht so einen blöden, wie ich in der Schule hab.“
„Wie nennen dich denn die anderen Kinder?“, fragt Mama.
„Die sagen Janatürlich zu mir. – Aber ich will nicht so heißen wie Joghurt aus dem Geschäft!“, schluchzt Sebastijana. Sie vergräbt das Gesicht in Mamas Armen und Mama streichelt ihr den Rücken.
„Weißt du, den Namen hab ich extra für dich ausgesucht, weil er mir so gut gefällt“, erzählt Mama. „Jana. Ich finde, das klingt so schön. – Weißt du, woher der Name kommt?“ Sebastijana schüttelt den Kopf.
„Aus Russland“, erklärt Mama. „Und dort hat er auch einen Spitznamen.“
„Wirklich?“ Sebastijana kann es gar nicht glauben. „Welchen denn?“
„Dort sagt man Janka“, sagt Mama.
Janka, das gefällt ihr. Und wer hat schon einen russischen Spitznamen? In ihrer Klasse niemand. „Kann ich ab jetzt Janka heißen?“, fragt Jana und zieht die Haube vom Kopf.
„Sicher“, meint Mama und gibt Janka ein Bussi. „Und jetzt iss deine Palatschinke, bevor das ganze Eis weggeschmolzen ist.“
Die Gabel in der einen, den Löffel in der anderen Hand schnabuliert Janka alles ratzeputz weg. Und sie bekommt sogar noch eine Extrakugel Vanilleeis.

Sarah Michaela Orlovský aus: Geschichten von Jana, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Die Schildkröte

Jana sitzt im Wohnzimmer und arbeitet an ihrem Ferienbuch. Sie hat einen langen Papierstreifen zickzack zu einer Ziehharmonika gefaltet. In jeden Zick und in jeden Zack zeichnet Jana etwas Spannendes oder Lustiges, das sie in den Ferien erlebt hat. Jana zeichnet und zeichnet und zeichnet. Dann muss sie sich am ersten Schultag nicht den Mund fusselig reden. Sie zeigt der Lehrerin und den anderen Kindern einfach ihr Ferienbuch. Fertig.
Papa und sein bester Freund Hannes sitzen in der Küche und unterhalten sich. Manchmal weht ein Wortfetzen zu Jana herüber. Die meiste Zeit reden die beiden nur uninteressantes Zeug.
Doch dann horcht Jana auf. WAS hat Hannes da gesagt? Er brütet Schildkröten aus?
„Was für welche sind es denn?", fragt Papa gerade.
„Griechische Landschildkröten", antwortet Hannes.
„Ich bin schon gespannt, wann sie schlüpfen."
Jana kommt das komisch vor. Wie soll denn das funktionieren mit dem Brüten? Sie kann sich Hannes nicht vorstellen, wie er auf den Schildkröteneiern sitzt. Und was tut er, wenn er in die Arbeit muss? Nimmt er die Eier mit ins Krankenhaus? Oder hat er extra Urlaub genommen?
Papa erklärt ihr, wie Hannes brütet: Er hat sich einen Brutbehälter in der Zoohandlung gekauft. Der macht das ganz von alleine. Niemand muss auf den Eiern sitzen. Sehr praktisch. Ende August oder Anfang September sollen die kleinen Schildkröten schlüpfen. Papa hat eine Überraschung für Jana: Sie darf eine Baby-Schildkröte haben!
„Darf ich mir selbst eine aussuchen?", fragt Jana aufgeregt.
„Selbstverständlich", nickt Papa. „Ihr müsst ja zusammenpassen."

Den Rest der Ferien ist Jana ganz zappelig. Sie kann an nichts anderes mehr denken als an die Schildkröten. Zwei Mal darf sie Hannes zu Hause besuchen und den Brutkasten ansehen. Hoffentlich schlüpfen die Kleinen rechtzeitig vor Schulanfang! Dann kann Jana noch ein Porträt von ihrer Schildkröte ins Ferienbuch zeichnen. Und wer weiß, vielleicht darf die Schildkröte sogar mit in die Schule?

Am letzten Ferien-Freitag ruft Hannes schließlich an, so früh am Morgen, dass die ganze Welt noch schläft. Nur Mama ist schon munter, weil sie ins Büro muss. Sie steht in der Küche und trinkt ihren Augen-auf-Kaffee, als das Telefon klingelt. Und plötzlich kriegen alle einen Mords-Schrecken.
Mama kriegt einen Mords-Schrecken, weil sie zusammenzuckt und den Kaffee verschüttet und sich eine frische Hose anziehen muss und fast zu spät zum Bus kommt.
Jana kriegt einen Mords-Schrecken, weil Mama sie mitten im Traum aufweckt und ihr hastig den Telefonhörer in die Hand drückt.
Papa kriegt einen Mords-Schrecken, weil Jana plötzlich neben ihm im Bett auf und ab hüpft und aus voller Kehle singt.
„HEUTE KANN ES REGENEN, STÜRMEN ODER SCHNEI'N", singbrüllt Jana.
Papa reißt die Augen auf. Er sieht aus, als hätte er ein Gespenst gesehen. Mindestens eines.
„Bist du wahnsinnig?", keucht er.
„DENN DU STRAHLST JA SELBER WIE DER SONNENSCHEIN", brüllsingt Jana weiter.
„Ich strahle nicht", ruft Papa, „ich hätte nämlich gerade fast einen Herzinfarkt bekommen!"
„HEUT' IST IHR GEBURTSTAG, DARUM FEIERN WIR ..."
Papa nimmt seinen Polster und wirft ihn mit voller Wucht auf Jana. „Ruhe im Reich der Singgespenster!", ruft er und kitzelt Jana, dass sie keinen Ton mehr rauskriegt.
„Jetzt einmal langsam für alte, verschlafene Männer", lacht Papa schließlich. „Wer hat Geburtstag?"
„Meine Schildkröte!", japst Jana.

Papa und Jana hüpfen so schnell in ihre Jeans wie noch nie. Ohne Frühstück und ohne Zähneputzen stehen sie wenig später vor Hannes' Haustür. Hannes macht ihnen auf und verschwindet sofort wieder. Neben dem Brutkasten im Wohnzimmer ist eine Kamera aufgebaut. Hannes hat alles gefilmt. Und er filmt noch immer, denn das Abenteuer ist noch nicht zu Ende. Jana hat Glück: Eine einzige letzte Schildkröte ist noch immer mitten beim Schlüpfen! Jana sieht schon ein kleines Loch in der Eierschale und dünne Risse rundherum.



Immer und immer wieder stößt ein kleiner Kopf von innen gegen das Loch. Jedes Mal platzt ein kleines Stück Schale weg.
Das ist so wunderschön und so spannend, dass sie ihre Augen nicht abwenden können, Hannes nicht, Papa nicht und Jana sowieso nicht. Schließlich ist die Schildkröte heraußen. Begeistert hüpft Jana auf und ab, extra leise, auf den Sockenspitzen, damit die frisch geschlüpfte Schildkröte nicht auch noch einen Mords-Schrecken bekommt.
„Schau mal, wie kugelrund die am Anfang noch sind", flüstert Hannes. „Später werden sie dann länglich. Wenn du regelmäßig Fotos machst, kannst du das richtig beobachten."
Vorsichtig nimmt Hannes die frischgeschlüpften Schildkröten-Babys aus dem Brutkasten und setzt sie in einen Behälter mit Wasser. Sofort beginnen alle zu trinken. Das sieht so unglaublich süß aus! Danach kommen die Kleinen in ihren Käfig. Jetzt können sie sich erst einmal ausruhen und sich an die Welt gewöhnen.

Jana hat sich genau gemerkt, wie die Schildkröte aussieht, die als letzte geschlüpft ist. Das Muster auf dem Panzer und das liebe Gesicht würde sie jederzeit wiedererkennen, sogar auf einer Insel, auf der nur Schildkröten leben und sonst niemand. Das ist ihr kleiner Liebling. Jana ist jetzt eine Tiermama! Für immer und ewig!
Am nächsten Tag holen sie die kleine Schildkröte nach Hause. Hannes borgt ihnen ein kleines Terrarium, das er schon extra hergerichtet hat. Ein Futternapf ist drinnen, ein Wärmestein, auf dem sich die Schildkröte aufwärmen kann, ein Schwimmbecken und eine Höhle zum Verstecken und Schlafen.
„Oh, ist die winzig!", ruft Mama entzückt.
„Wie heißt sie denn?" Jana schaut verblüfft. Darüber hat sie sich noch gar keine Gedanken gemacht!
„Wir finden schon einen Namen", sagt Mama.
„Ist das ein Männchen oder ein Weibchen?"
Jetzt macht Jana noch größere Augen. Ihr fällt wieder ein, was Hannes gestern gesagt hat: Am Anfang sieht man noch nicht, ob die Schildkröte ein Männchen oder ein Weibchen ist. Das dauert jahrelang! Aber man kann ja nicht einfach jahrelang gar nicht heißen! Jana muss sich dringend einen Namen überlegen, der für beides sein kann, für Schildkrötenmänner und Schildkrötenfrauen.
„Maxi!", meint Mama. „Dann kann sie später Maximiliane heißen oder Maximilian!"
„Freddy!", ruft Papa begeistert. „Für Frederik oder Frederike."
Jana zuckt nur mit den Schultern. Sie ist ratlos. Schnell ruft sie Sebastian an. Wozu hat man denn einen besten Freund? Aber Sebastian hat nur unsinnige Ideen: Urschl, Piepmatz, Schildi ...
„Die Schildkröte heißt gar nicht", verkündet Jana schließlich. „Seid einfach lieb zu ihr. Ich finde schon noch einen Namen. So etwas Wichtiges braucht Zeit."
Im Moment gibt es wirklich Dringenderes zu tun: Die kleine Schildkröte kennt sich überhaupt nicht aus auf der Welt. Sie findet ihr Futter nicht. Sie hängt mit einem Bein im Schwimmbecken und kommt weder rein noch raus. Und als sie versucht, auf den Wärmestein zu klettern, fällt sie nach hinten um und landet auf dem Panzer.
Gut, wenn man die fürsorglichste Tiermama der Welt hat! Jana muss ihrem Schützling alles beibringen. Sie füllt ihre Jausendose mit Wasser. Das ist das Übungsschwimmbecken. Mit ein bisschen Hilfe geht es gleich ganz gut mit dem Schwimmen. Mit saftigen Salatblättern bringt Jana der Schildkröte bei, ihren kleinen Zungenschnabel zu gebrauchen. Am Anfang muss sie die Blätter noch fuzziklein herschneiden. Auf der Terrasse übt Jana mit ihrem Tierkind, über die Türschwelle zu klettern, ohne umzufallen. Das passiert der Kleinen nämlich ziemlich oft. Dann liegt sie auf dem Panzer und strampelt mit den Beinen. Ohne Hilfe kommt sie nicht mehr hoch.
„Mach dir keinen Kopf deswegen", wispert Jana und gibt der Kleinen ein Bussi auf den Panzer. „Das kriegen wir schon noch hin."
Leider darf die Schildkröte nicht mit in die Schule. „Es heißt ja Schildkröte und nicht Schulkröte", sagt Mama und damit ist die Diskussion beendet.
Am Abend liegt Jana noch lange wach im Bett. Sie ist so glücklich, dass sie unmöglich einschlafen kann. Es ist unglaublich: Die Schildkröte wird sooooo alt, Janas KINDER werden sie noch kennen- lernen! Dann ist Jana schon Tieroma ... Gut, dass Jana sie so früh bekommen hat. So haben sie noch ein langes Leben miteinander.
Gerade als ihr dann doch die Augen zufallen, hat Jana plötzlich den perfekten Namen für die kleine Schildkröte. Sie springt aus dem Bett und kniet sich vor das Schildkröten-Zuhause.
„Du heißt Paulchen, mein Schatz", flüstert sie. „Wenn du ein Bub bist, nennen wir dich später Paul. Und wenn du ein Mädchen bist, wirst du meine kleine Pauline." Zufrieden schlüpft Jana wieder unter die Bettdecke.
„Schlaf gut, Paulchen", gähnt sie. Und dann schnarchen sie alle beide: Jana und Paulchen.

Sarah Michaela Orlovský aus: Neue Geschichten von Jana, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Zu viele Wörter für eine Sprache

Die Schule macht großen Spaß, findet Jana. Jeden Tag lernen sie etwas Neues, und wenn sie nichts Neues lernen, haben sie Turnen oder Religion. Das sind die Entspannungsstunden, findet Jana, da kann man über alles nachdenken und Spaß haben.
Weil sie schon fast alle Buchstaben kann, hat Jana von Oma und Opa ein Wörterbuch geschenkt bekommen. Es hat einen knallbunten Einband, auf dem alle Buchstaben wie Tiere aussehen. Das P sieht fast so aus wie Janas blaue Giraffe.

Jana hat das Buch gleich zu Sebastian mitgenommen, so stolz ist sie auf ihr Geschenk. Jetzt sitzt sie in Sebastians Zimmer auf dem Teppichboden und blättert sich langsam vom A nach hinten zu X, Y und Z.
Es ist unglaublich, wie viele Wörter dastehen. Janas Augen springen von einem zum anderen. Affe, Angeber, ähnlich. Bad, Bett, bringen. Jana blättert weiter nach hinten. „Küche“ und „Kühe“ schauen sich zum Verwechseln ähnlich. Da muss man sehr genau lesen. Gut, dass Jana so gute Augen hat. Noch weiter hinten findet sie die Wörter mit „sch“: Schule, Schwimmbad, schwimmen, spielen, spü-len … Janas Mundwinkel wandern frustriert nach unten Richtung Socken. Wenn sie das ganze Wörterbuch durchlesen will, braucht sie ja Jahre dafür! Und dann soll sie auch noch lernen, wie man alle diese Wörter richtig schreibt?
Jana schlägt das Buch zu und schiebt es zu Sebastian hinüber.
„Hier“, sagt sie. „Das kannst du haben.“
Sebastian sieht von seinem Ritterschloss auf.
„Dein neues Wörterbuch?“, fragt er erstaunt.
„Ja“, nickt Jana. „Es drückt mich richtig nieder.“

„Wie kann dich denn ein Wörterbuch niederdrücken?“, lacht Sebastian. „Außer natürlich, wenn es auf dich drauffällt.“ Er glaubt, Jana macht Spaß.
Jana lässt die zweihundertvierzig Seiten über ihre Daumen tanzen. „Das alles müssen wir lernen!“, ruft sie. „Vorher können wir nicht schreiben!“
„Schreiben kannst du, wenn du schreiben kannst“, gibt Sebastian zurück. Er versteht überhaupt nicht, was Jana meint. „Wenn du deinen Namen schreiben kannst, kannst du schreiben. Das reicht schon.“
„Ich meine aber, wenn man allgemein schreiben kann“, erklärt Jana. „Alle Wörter. Und bei Deutsch sind das einfach zu viele für nur eine Sprache.“

Sebastian denkt nach. Dann nickt er. „Es gibt total viele Wörter, die man eigentlich gar nicht mit dem Mund sagen muss“, meint er. „Italienisch hat sicher weniger Wörter. Die Italiener erzählen die Hälfte mit Händen und Füßen, sagt mein Papa.“
Gemeinsam blättern sie das Wörterbuch durch. Sie suchen nach Wörtern, die es auf Italienisch wahrscheinlich nicht gibt, weil man sie ausgezeichnet mit Händen und Füßen sagen kann.

„Po-li-zist“, sagt Sebastian und fuchtelt mit gestreckten Armen herum wie ein Verkehrspolizist auf der Kreuzung.
„Fie-ber-ther-mo-me-ter“, sagt Jana. Sie klemmt sich einen Finger unter die Achsel und hält die Luft an, bis ihr Gesicht rot leuchtet.
„Ma-ra-thon“, keucht Sebastian. Er läuft am Stand dahin, bis er ganz außer Atem ist.
„Liiiiebe!“, seufzt Jana und legt sich beide Hände aufs Herz.
„Tooood“, ächzt Sebastian. In Zeitlupe lässt er sich von seinem Bett auf den Boden plumpsen, dass es poltert. Jana lacht. „Schade, dass Deutsch nicht wie Italienisch funktioniert“, sagt sie dann.
„Mach dir nichts draus“, meint Sebastian. „Bei den meisten Geschichten reicht in Wirklichkeit die Hälfte der Wörter.“ Jana versteht nicht, was er meint. Die Hälfte der Wörter?
„Bei Hänsel und Gretel zum Beispiel“, erklärt Sebastian. „Da sind unglaublich viele Wörter, die man nicht braucht. Das könnte man viel kürzer erzählen.“
Sebastian stellt sich auf seine Spielzeugkiste. Er schließt die Augen, macht ein sehr konzentriertes Gesicht und ruft mit würdevoller Stimme:

„Hänsel, Gretel,
Mutter, Vater,
arm.
Wald, verirrt, Angst.
Lebkuchenhaus, Hexe,
ACHTUNG!
Gefangen – gemästet – Gefahr!
Oh je.
Gretel, Idee, Rettung.
Hexe, Ofen, verbrannt.
Heim, glücklich,
Ende.“

Sebastian verbeugt sich und springt von der Spielzeugkiste. Jana klatscht begeistert. Sie strahlt.„Du hast ja recht!“, ruft sie. „Das ist die ganze Geschichte!“
Sie überlegt. Dann springt sie auf und setzt sich auf Sebastians Drehstuhl.
„Hans im Glück“, verkündet sie. Sie räuspert sich.

„Hans: sieben Jahre Arbeit.
Lohn, Gold, reich.
Heimweg.
Tausch:
Gold – Pferd – Kuh –
Schwein – Gans – Stein.
O-oh!
Brunnen – Stein – plumps.
Ha, ha, ha ... Hans: arm, glücklich.
Ende.“

Jetzt ist es an Jana, sich zu verbeugen, und Sebastian klatscht, dass ihm die Hände brennen. Den ganzen Nachmittag machen sie weiter. Sie haben schon fast alle Märchen durch, da grummelt Janas Magen. Sebastians Magen antwortet, laut und deutlich. Sie laufen hinunter in die Küche.
„Mutter!“, ruft Sebastian theatralisch. „Grummel!“ Er legt eine Hand ans Ohr, mit der zweiten deutet er auf seinen Bauch.
„Magen“, nickt Jana. „Leer.“
Dann zeigen sie beide auf den Kühlschrank: „Jause?“



Sarah Michaela Orlovský aus: Geschichten von Jana
Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Die Kuh ohne Muh

Die Kuh Amanda hatte es wirklich nicht leicht. Sie war so schrecklich schreckhaft! Der Traktor des Bauern, das Rauschen des Windes – alles erschreckte sie. Ja, sogar das Husten der Flöhe war für Amanda ein riesiger Schock! Die anderen Tiere hatten ihren Spaß damit.
„Muhu, Amanda!“, buhten sie die Schreckhafte hinterrücks an, und Amanda machte jedes Mal einen Satz. Wenn sie wieder landete, raste ihr Herz und ihre Knie fühlten sich wackeliger an als Original- Wackelpudding. Von so einem Schrecken erholte sich Amanda oft minutenlang nicht. Und eines Morgens fast überhaupt nicht mehr ...

Diesmal war der Spaßvogel der Hahn. In aller Griesgraufrühe, als Amanda noch schlief, schrie er genau neben ihrem Ohr: „Kikeriki!“
Amanda fuhr auf.
„Hu-uh!“, japste sie – und das war ihr letztes Wort. Wirklich wahr: Amanda hatte vor Schreck die Sprache verloren! Mit gesenktem Kopf stand sie da und brachte weder Muh noch Mäh heraus. Das tat den anderen Tieren jetzt aber wirklich leid! Und sie hatten wohl auch ein schlechtes Gewissen.
„He, Amanda, sag doch was!“, baten die Kühe, die Schafe, die Gänse, das Pferd und der Hahn. Doch Amanda blieb stumm. Nur ihre großen Augen sprachen, und es stand Angst darin und Mutlosigkeit.

Da sagte der Hahn: „Sie hat ihr Muh genau in dem Moment verloren, als ich sie weckte. Äh – schreckte. Bestimmt liegt es hier noch irgendwo.“
Den Tieren erschien das vernünftig. Und alle, alle machten sich auf die Suche nach Amandas Muh.
Die Kühe suchten auf der Wiese.
Die Schafe entlang dem Zaun.
Die Gänse wühlten die Maulwurfshügel durch.
Das Pferd untersuchte die Büsche. Und der Hahn stocherte die Stelle rund um Amanda ab.
Amanda war noch immer starr und stumm. Wie der Hahn aber so unter ihren Beinen herumsuchte, regte sich plötzlich etwas in ihr. Sozusagen ein dringendes Bedürfnis.
„Kikeriki, kikeriki!“, schrie der Hahn, als er Amandas Fladen gerade noch haarscharf ausweichen konnte. Er sah zum Brüllen komisch aus, in seinem flatternden Schreck!
In Amanda rührte sich wieder etwas. Von tief im Bauch kam es her. Es kitzelte ihren Wiederkäuermagen, dort wo die Angst saß. Es gluckste zur Brust hinauf, dort wo die Mutlosigkeit hockte. Und es wallte den Hals hinauf – als muhendes Gelächter. Ja, Amanda lachte und lachte, wie sie noch nie zuvor gelacht hatte! Dazwischen japste sie in Richtung Hahn: „Tschuldigung. War keine Absicht. Aber jetzt sind wir wohl quitt!“
So hatte Amanda an einem Tag ihr Muh verloren und wieder gefunden. Durch Lachen. Und durch geteilten Schreck mit ihrem neuen Freund, dem Hahn.

Susa Hämmerle, Mathias Weber
aus: Trau dich Ente, Anette Betz

Wer ist König?

Vor dem Palast des Löwen erschien einmal ein Elefant. „Was willst du?“, fragte die Hyäne, die den Palast bewachte. „Ich will mit dem König kämpfen“, sagte der Elefant und schnaubte gewaltig. „Moment“, sagte die Hyäne, „ich will es dem König melden.“
Sie ging in den Palast und erzählte dem König, wer draußen stand. Der Löwe schaute durch das Guckloch hinaus. Der Elefant war groß und schwer und ging mit mächtigen Schritten auf und ab. Da rief der König das Nashorn.
„Ich fühle mich nicht gut“, sagte er zum Nashorn, „kannst du mich heute vertreten?“
„Aber gern“, sagte das Nashorn, und der Löwe verschwand schnell durch den Hinterausgang. Das Nashorn setzte sich die Königskrone auf sein Horn und hockte sich auf den Thron.
„Was gibt es denn heute zu essen?“, fragte es die Hyäne.
„Tja“, hüstelte die Hyäne, „zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen. Draußen ist jemand, der will mit dem König kämpfen.“ Das Nashorn schaute durch das Guckloch hinaus. Der Elefant war groß und schwer und ging mit mächtigen Schritten auf und ab.
Da erschrak das Nashorn und rief den Gorilla.
„Ich fühle mich nicht gut“, sagte es zum Gorilla, „kannst du mich heute vertreten?“
„Aber gern“, sagte der Gorilla und setzte sich sogleich die Königskrone auf, während das Nashorn schnell durch den Hinterausgang verschwand.
„Was gibt es denn heute zu essen?“, fragte der Gorilla und schleckte sich schon die Finger ab, „vielleicht Bananenjoghurt?“
„Nun“, näselte die Hyäne, „zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen. Draußen ist jemand, der will mit dem König kämpfen.“ Der Gorilla schaute durch das Guckloch hinaus. Der Elefant war groß und schwer und ging mit mächtigen Schritten auf und ab. Da erschrak der Gorilla und rief das Krokodil.
„Ich fühle mich nicht gut“, sagte er zum Krokodil, „kannst du mich heute vertreten?“
„Aber gern“, sagte das Krokodil, ließ sich vom Gorilla die Krone aufsetzen und legte sich vor dem Thron der Länge nach hin. „Wen kann ich denn heute essen?“, fragte es, während der Gorilla schnell durch den Hinterausgang verschwand.
Die Hyäne sagte wieder ihr Sprüchlein von der Arbeit und dann dem Vergnügen und dass da draußen jemand warte. Das Krokodil schaute durch das Guckloch hinaus, und der Elefant war immer noch groß und schwer und ging mit mächtigen Schritten auf und ab.
Das Krokodil erschrak und rief das Dromedar, aber auch das Dromedar erschrak, als es merkte, warum es den König vertreten sollte, und rief das Schwein. Inzwischen hatte es sich unter den Tieren herumgesprochen, dass, wer den Königsthron besteige, schon so gut wie tot sei, und das Schwein watschelte schon ganz verzweifelt am Hinterausgang hin und her, weil weit und breit kein Tier mehr zu sehen war, das es rufen konnte.
Auf einmal kroch die Maus aus einem Loch und stand neben dem Schwein.
„Ach“, jammerte dieses, „ich fühle mich nicht gut.“
„Ich weiß, ich weiß“, sagte die Maus, „alle fühlen sich so schlecht heute, das muss am Wetter liegen.“
„Könntest du mich also heute vertreten?“, fragte das Schwein mit bebender Stimme.
„Aber gern“, sagte die Maus. Während das Schwein, so schnell es konnte, durch den Hinterausgang verschwand, bat die Maus die Hyäne, die Krone auf den Königsthron zu setzen, kletterte flink hinauf und setzte sich auf den Zacken mit dem großen Rubin.
„Also“, sagte sie zur Hyäne, „lass den Gast hereinkommen.“ Aber die Hyäne war nun auch geflüchtet, denn der Elefant ging mit immer mächtigeren Schritten draußen auf und ab und schnaubte, dass die Mauern zitterten.
„Herein!“, krähte die Maus.
Groß und schwer kam der Elefant herein, trompetete zornig im Königssaal herum und rief: „Ich will mit dem König kämpfen!“ „Nur zu!“, piepste die Maus vom rubinroten Zacken der Krone herunter, „ich bin der König!“
Da wurde der Elefant noch wütender und stampfte so fest auf den Boden, dass der ganze Palast zusammenkrachte und den Elefanten unter sich begrub. Die Maus aber war schnell unter den schweren Thron geschlüpft und war mit dem Leben davongekommen.
Sofort kamen alle Tiere wieder zurück, umringten die Maus und gratulierten ihr zum Sieg in diesem ungleichen Kampf. Der Löwe erhob salbungsvoll seine Pranke und sagte: „Ich als der König der Tiere möchte dir meinen besonderen Dank …“
„Halt!“, rief da die Maus. „Ich bin der König der Tiere! Und wer das nicht glaubt, dem wird es genauso gehen, wie es dem Elefanten ergangen ist.“
Da schluckten alle Tiere einmal leer, aber als sie auf die staubenden Trümmer des Palastes blickten, getrauten sie sich nicht, zu widersprechen, und fortan blieb die Maus die Königin der Tiere und regierte geschickt und schlau und fröhlich bis an ihr Ende. Nach ihrem Tod allerdings übernahm der Löwe wieder die Regierung.

Franz Hohler, Nikolaus Heidelbach
aus: Das große Buch, Carl Hanser Verlag

Das kleine Orchester

Es war einmal eine große Mäusefamilie, die wohnte im Keller eines Konzertsaals. Dort gab es zwar wenig zu fressen, aber wenn die großen Orchester im Saal oben ihre Konzerte gaben, saßen die Mäuse still auf ihren leeren Nussschalen und hörten andächtig zu.
„Wer das könnte“, sagte der Vater zur Mutter, „wer das könnte“, und beide seufzten. Eines Tages sagte das älteste der Mäusekinder zu seinen Geschwistern: „Wieso sollten wir das nicht können? Kommt, wir gründen ein Orchester!“
„Aber die Instrumente“, sagte die Mutter, „woher wollt ihr die Instrumente nehmen? All die herrlichen Geigen, Flöten und Trompeten?“
„Mach dir keine Sorgen!“, sagte die kleine Maus, „wir finden schon etwas.“ Und zusammen mit ihren sechs Brüdern und Schwestern ging sie auf die Suche nach Kartons, Büchsen, Schnüren, Schrauben, Hölzern und was man sonst noch so braucht, um schöne Musik zu machen.
Die sieben Mäusegeschwister leimten, hämmerten und sägten zwei Nächte lang, und dann war ihr Orchester fertig. Jedes Instrument konnte zwar nur einen Ton machen, aber was für einen! Stundenlang spielten die Mäuse nichts anderes als diesen Ton, der sich aus sieben einzelnen Tönen zusammensetzte.
Als die Mutter hörte, wie schön ihre Kinder musizierten, knabberte sie im Konzertsaal die schwarzen Vorhänge an und nähte allen ihren Kindern einen Frack, und auch dem Vater, denn er war der Dirigent des Orchesters.
Während die Mäuse im Keller übten, fragte der Hausmeister des Konzertsaals seine Frau: „Hörst du auch einen seltsamen Ton?“
„Ja“, sagte die Frau, „wo der nur herkommt?“ Sie fanden es nicht heraus, sie merkten nur, dass sie plötzlich ganz gut aufgelegt waren und dauernd kichern mussten.
Am nächsten Tag hörten sie den Ton wieder, da gingen sie in den Keller und sahen das Mäuseorchester bei der Arbeit.
Still und fröhlich stiegen sie wieder nach oben. Die Frau des Hausmeisters hatte die Fräcke der Mäuse gesehen. Der Stoff war ihr merkwürdig bekannt vorgekommen, und sie schaute sich die Säume der Vorhänge im Konzertsaal an. Aber statt zu schimpfen, musste sie einfach lachen.
Am nächsten Tag war große Aufregung in der Stadt, denn das Staatsoberhaupt des Nachbarlandes kam zu Besuch, Königin Ariola, und ihr zu Ehren gab es ein Konzert im Konzertsaal.
Das große Landessinfonieorchester sollte die „Sinfonia pomposa“ spielen, und die Mäusemutter freute sich schon auf die Pauken und Trompeten.
Wie groß war der Schrecken, als kurz vor Beginn des Festkonzertes bekannt wurde, dass das ganze Orchester auf der Autobahn stecken geblieben war. Niemand wusste, was tun.
Da ging der Hausmeister in den Keller und fragte die Mäuse, ob sie vielleicht beim Empfang der Königin Ariola spielen könnten.
„Wann soll denn das sein?“, fragte der Mäusevater, „wir müssen natürlich für einen solchen Anlass schon etwas üben.“
„In fünf Minuten“, sagte der Hausmeister, denn soeben betraten die hohen Gäste den Konzertsaal.
„Was?“, rief der Vater, „da können wir ja gar nichts vorbereiten!“
„Spielt einfach das, was meine Frau und ich gestern gehört haben“, sagte der Hausmeister, „das ist gut genug.“
Da zogen alle Mäuse, so schnell sie konnten, ihre kleinen Fräcke an, packten ihre Instrumente und krabbelten durch einen Mäusegang hinter die Orchesterbühne. Der Hausmeister ging nach oben und schob dem Präsidenten des Landes einen Zettel zu, und der sagte am Schluss seiner Ansprache: „Leider steckt unser großes Orchester immer noch im Stau. Deshalb wird die >Sinfonia pomposa< von Mario Moreno Bombardieri heute von der kleinen Formation des Landessinfonieorchesters gespielt – ich bitte Sie um einen Applaus.“
Und zum Applaus des ganzen Saales trippelten die Mäuslein mit ihren selber gemachten Instrumenten auf die Bühne, der Vater klopfte mit einem Haselnusszweiglein um Ruhe, hob es dann in die Höhe und gab den Einsatz.
Und als nun das kleine Orchester den langen und immer gleichen Ton spielte, wurde es den Leuten ganz eigenartig im Trommelfell, im Zwerchfell und im Handtäschchen. Königin Ariola, die sonst immer streng und böse dreinschaute, brach auf einmal in ein Kichern aus. Auch der Bundespräsident konnte sich nicht mehr beherrschen, er stieß seinem Außenminister in die Rippen, dieser schlug dem Verteidigungsminister von Königin Ariola auf die Schenkel, und zuletzt kicherte der ganze Saal mit.
Da fragte Königin Ariola ihren Prinzgemahl Sowieso von Kohlen Halbbatz, wieso sie kein solches Orchester hätten, und dieser versprach, sofort eins anzuschaffen, wenn sie wieder zu Hause wären.
„Wieso nimmst du dieses Orchester nicht einfach mit?“, kicherte seine Frau.
Als Königin Ariola und Prinz Sowieso von ihrem Staatsbesuch wieder nach Hause fuhren, saß im Extrazug auf dem Tisch des Salonwagens gleich neben dem Käsebuffet unser ganzes Mäuseorchester samt der Mutter, die fast nicht glauben konnte, was für eine Ehre ihnen zuteil wurde. Aber ihre Kinder hatten es immer gewusst, und wann immer Königin Ariola sie von jetzt an darum bat, spielten sie ihren einen Ton, und wer immer ihn hörte, musste lächeln und war einen Moment lang zufrieden.

Franz Hohler, Nikolaus Heidelbach
aus: Das große Buch, Carl Hanser Verlag

Der Drache und der Ritter

Es gibt Menschen, die sind so außergewöhnlich, dass man kaum glauben kann, dass es sie wirklich gibt. Bis sie plötzlich da sind – als hätte ein Wind sie gebracht, so unerwartet und genau im richtigen Moment. Sie kommen, verändern das Leben der anderen und verschwinden wieder. Ihre Geschichte aber bleibt für immer. So war es auch mit dem heiligen Georg:

Nicht weit vor den Mauern einer Stadt lag ein See. Der hatte trübes Wasser, war finster und tief. Und er war auch gefährlich, denn in diesem See lebte ein gewaltiger Drache, schaurig und ungeheuerlich.
Tag für Tag stieg er hungrig aus dem Wasser, überwand die Mauern und kam in die Stadt. Mit seinem giftigen Atem verpestete er die Luft und brachte Tod und Tränen. Mehr als einmal waren die Soldaten des Königs schon ausgezogen, um den Drachen zu töten. Doch vergebens, denn ihre Furcht war stärker als ihr Mut.
In ihrer Angst und Not beschlossen die Bewohner der Stadt, dem Drachen Schafe zu opfern, um seine Wut zu besänftigen. Jeden Tag zwei. Die Zeit verging und irgendwann gab es keine Schafe mehr.

Die Bewohner waren verzweifelt. Wie sollten sie nun den Drachen beruhigen können? Schließlich blieb ihnen nichts anderes mehr übrig, als jeden Tag einen Menschen zu opfern. Wer das Opfer sein musste, sollte per Los bestimmt werden. Und so kam es, dass eines Tages auch der Name der Königstochter gezogen wurde.
Als der König das hörte, schrie er auf vor Schmerz, raufte sich das Haar und weinte. War es doch seine einzige Tochter. Seine Verzweiflung war groß, aber die Angst vor dem Drachen war größer. So musste sich die Prinzessin ihrem Schicksal fügen.
Langsam, fast bedächtig schritt sie hinunter zum Ufer des Sees. Sie trug ein kostbares Kleid und war wunderschön. Tief ergriffen sah ihr das Volk von der Ferne aus nach.

Da bebte plötzlich die Luft. Ein Wind kam von den Bergen herab, rau und ungestüm, fuhr am Ufer entlang bis zum See. Es war ein Wind von der Art, der Nebel zerreißt und Sand vor sich her treibt. Und mit ihm kam Georg, ein Ritter mit Lanze und Schwert.

Als Georg die Prinzessin so traurig beim Ufer stehen sah, kam er zu ihr. Er lauschte aufmerksam ihrer Geschichte, tröstete und beruhigte sie. Daraufhin ritt er entschlossen ans Ufer und wartete, den Blick fest auf den See gerichtet. Da geriet das Wasser plötzlich in Aufruhr, begann zu brodeln, wallte hoch und aus den Wellen erhob sich der Kopf des Drachen. Er brüllte schauerlich, spie Feuer und warf sich ans Ufer.

Doch dieses Mal verbreitete der Drache keine Furcht. Unerschrocken galoppierte Georg ihm entgegen. Er zielte mit seiner Lanze auf das Untier und stach zu. Der Drache spürte, wie die Waffe durch seine Schuppen drang. Er wand sich vor Schmerz und spie abermals Feuer. Aber selbst die Flammen konnten Georg nichts anhaben. Unbeirrt sprang der Ritter vom Pferd auf den Rücken des Drachen, zog sein Schwert, holte aus und ... der Drache stürzte tot zu Boden.

Atemlos hatte das Volk von der Ferne aus den wütenden Kampf verfolgt. Sobald der Drache leblos am Boden lag, stieg ein Schrei der Erlösung in den Himmel: „Der Ritter hat den Drachen getötet! Georg hat den Drachen getötet!“
Eine große Menschenmenge strömte von der Stadt zum See, um Georg zu feiern, für ihn zu singen und zu spielen. Allen voran der König, dem abermals die Tränen über das Gesicht rannen. Doch diesmal waren es Tränen des Glücks. Voller Freude drückte er seine einzige Tochter an sich.

„Bleib bei uns, Georg! Werde Gemahl der Prinzessin und Befehlshaber meines Heeres!“, wandte er sich an den Ritter.
„Dein Angebot ist sehr großzügig, doch ich kann es nicht annehmen“, antwortete Georg. „Ich diene bereits einem anderen König. Einem, der das Böse besiegt und die Finsternis aus den Herzen vertreibt. So, wie ich heute den Drachen getötet habe, so überwindet mein König alle Furcht. Wer ihm folgt, fürchtet sich nicht.“

Diese Worte des Ritters machten alle neugierig. Sie baten Georg, mehr zu erzählen. Was sie dabei hörten, war für sie ganz neu. Georg sprach von Gerechtigkeit und vom Frieden für alle Menschen. Alle hörten ihm zu und staunten sehr.

Eines Tages stieg Georg wieder auf sein Pferd und ritt fort.
Die Menschen standen vor den Mauern der Stadt und blickten ihm nach. Sie sahen ihn nie wieder, aber vergessen hatten sie ihn ebenso nie. So wenig wie die Worte seines Königs Jesus.

Alberto Benevelli aus: Heilige Ritter
Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

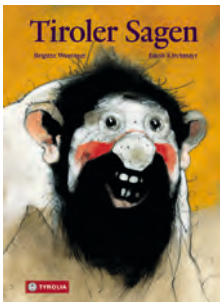
Die vorliegende Geschichtensammlung ist im Rahmen unseres Projekts „Gutes Leben“ entstanden. Mit diesem Projekt möchte der Katholische Familienverband erreichen, dass Familien zu Hause über wichtige Themen ins Gespräch kommen und hin und wieder etwas Neues ausprobieren.
Damit das gelingt, liefern wir den teilnehmenden Familien jedes Jahr per „Gutes-Leben-Mailversand“ 6 Themenschwerpunkte nach Hause. Kostenlos und werbefrei! Die enthaltenen Anregungen und Aktionsvorschläge dienen einzig und allein dazu, das Familienleben zu bereichern. Und da gehören gute Geschichten eindeutig dazu!

Quellennachweis:

Die ersten fünf Geschichten und die Zingerle-Märchen hat Frau Wolle nach Volksüberlieferungen frei erzählt, www.frauwolle.at – mit Illustrationen von Almuth Mota, www.byhand.at. Für die weiteren Geschichten möchten wir uns ganz herzlich für die gute Kooperation mit dem Tyrolia-Verlag bedanken. Eine Geschichte durften wir aus dem Buch „Trau dich, Ente“ des Annette-Betz-Verlags abdrucken, zwei stammen aus dem Buch „Das große Buch – Geschichten für Kinder“ des Hanser-Verlags. Die Seitenangaben unterhalb des jeweiligen Buchcovers beziehen sich auf die vorliegende Geschichtensammlung. Sie zeigen an, welche Geschichte aus welchem Buch entnommen wurde.



S. 5 – 6



S. 6



S. 7



S. 8



S. 8



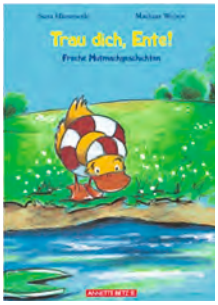
S. 9 – 12



S. 15 – 17/20 – 21



S. 18 – 19



S. 21



S. 14



S. 22 – 23



S. 24

Projekt „Gutes Leben“ – Wir danken unseren Projektpartnern:

Projektpartner: Tyrolia, Tiroler Versicherung, Swarovski, Tiroler Tageszeitung, Stadt Innsbruck, Land Tirol;
Impressum: Kath. Familienverband Tirol, Riedgasse 9, 6020 Innsbruck; Illustrationen: Cover: Helga Bansch, Seite 1: Roswitha Betz; S. 2-3, 4, 7: Almuth Mota; S. 9, 10, 12: Irmingard Jeserick; S. 13: Helmut Kasper; S. 15, 18, 21: Nadine Kappacher

Gutes Leben – gute Geschichten

Band 2

Geschichten sind ein kostbarer Schatz! Teilen Sie ihn!



Geschichten haben die Kraft, uns innerhalb kürzester Zeit in andere Welten zu entführen. Oft sind sie so spannend, dass man sie in einem Zug durchlesen muss, oft so lustig, dass man sich vor Lachen den Bauch hält.

Dann gibt es Geschichten, die stecken voller Weisheiten und Erfahrungen, die für ein gutes Leben wertvoll sind, und solche, die durch ihre Schönheit und Fantasie berühren.

Inhaltsverzeichnis:

Kunterbunt für Kinder	Das Bett im Baum	2
	Die Hamsterhöhle	3
	Der Rabe und die Maus	4
	Die Riesenschnecke	5
	Warum im Wald wieder Ruhe herrscht	6
	Serafina, das Wunderkind, oder Kabuddel-Kabimm	7
Geschichten von Jana	Kaugummikopf	8
	Das Gewinner-Ei	10
Sagen/Legenden	Die heilige Notburga	12
	Die Speckseite im Roten Turm	13
	Die Geisterkirche im Achensee	14
	Die Opferkerze von Lavant	14
Märchen/Geschichten	Die beiden Nachbarinnen	15
	Warum Gott die Zwetschgen, die Äpfel und die Birnen schuf	16
	Von der alten Frau, zu der der liebe Gott auf Besuch kam	17
	Unsere Sonne	18
	Da lachte die Fee	19
	Der Geist der Erde	20
	Der junge Alte	21
	Der größte Schatz	22
	Ein Krug Wasser	23
	Die alte Frau und der Tod	24
eine österliche Geschichte	Wie kommt die Rakete auf das Oserei?	25

Das Bett im Baum

Der kleine graue Bär Matthias wohnte in einem Baumhaus am Ufer eines Teiches. Er wohnte schon lang darin. Vorher hatte es einem Dachs gehört. Es war ein sehr behagliches Baumhaus und hatte auch noch drei gemütliche Räume unter der Erde, zwischen den Wurzeln des Baumes. So hatte es der Bär im Sommer schön kühl und im Winter angenehm warm.

Eines Tages bekam Matthias Besuch aus Australien! Es war Curtis, der Koalabär, der langjährige Brieffreund von Matthias. Curtis wurde in einem der Zimmer unter der Erde einquartiert. Er fand alles sehr aufregend und interessant, denn hier war vieles ganz anders als in Australien. Matthias führte ihn jeden Tag herum und zeigte ihm die Gegend. Sie machten lange Spaziergänge durch den Wald und plauderten mit allen Tieren, die hier lebten. Am besten gefiel Curtis der Nadelwald. Er liebte den würzigen Duft der Fichten und Tannen.

Einmal kletterten sie auch einen Berg hinauf und statteten der Braunbärfamilie einen kurzen Besuch ab. Und noch weiter oben besuchten sie die Murmeltiere, mit denen sich Curtis besonders gut verstand.

Als der Tag der Abreise sich näherte, wollte Matthias Curtis noch eine besondere Überraschung bereiten. Am vorletzten Tag von Curtis' Aufenthalt zerlegte Matthias sein Bett und baute es zwischen den Ästen des Baumhauses wieder zusammen. Curtis half ihm dabei und fragte immer wieder, warum er das mache. Aber Matthias tat geheimnisvoll und verriet nichts. Am Abend stellte er noch zwei Gefäße mit Honigwasser in die Baumkrone und hängte eine Laterne auf. Dann forderte er Curtis auf, sich neben ihn ins Bett zu legen. Sie deckten sich zu und warteten. Bald darauf kamen die ersten Schmetterlinge herangeflogen. Das Licht und der süße Duft des Honigwassers hatten sie angelockt. Matthias und Curtis schauten mucksmäuschenstill den wunderschönen Schmetterlingen zu.

Die Überraschung war gelungen. So nahe hatte der Koalabär noch nie zuvor so viele schöne Schmetterlinge gesehen!

Erwin Moser aus: Von sagenhaften Katzen und tollkühnen Bären, Verlag Beltz & Gelberg



Die Hamsterhöhle

Herr und Frau Hamster verbringen den Winter in ihrer gemütlichen Erdwohnung. Den Sommer über, bis in den Herbst hinein, hatten sie fleißig Vorräte für die kalte Jahreszeit zusammengetragen.
Da gab es: vier Säcke voll Korn, Maiskolben, Marmelade, Äpfel, Nüsse, Gurken, einen dicken, runden Kürbis und vieles mehr.

Die Hamsters waren wirklich bestens für den Winter gerüstet! Herr Hamster hatte auch genügend Stroh in die Höhle gebreitet, damit sie auch schön warm und weich darauf liegen konnten. Noch bevor der erste Schnee gefallen war, hatte Herr Hamster die Falltür am Höhleneingang sorgfältig verschlossen.

Damit es ihnen während der langen Wintermonate nicht langweilig würde, hatten sie einige Untermieter bei sich aufgenommen: zwei Mäuse, drei Motten, eine Obstfliege, einen Käfer und einen Maulwurf.

Herr Hamster war ein leidenschaftlicher Geschichtenerzähler. Er konnte stundenlang erzählen, ohne müde zu werden.
Frau Hamster bewunderte ihren Mann sehr, obwohl sie seine Geschichten schon in- und auswendig kannte. Gerade eben erzählte er folgende Geschichte:

„Einmal, vor vielen Jahren, kam ich bei meinen weiten Wanderungen in die Wüste. Ich wollte meinen guten alten Freund, den Hamster Rudolf, besuchen. Der lebte damals in Südafrika. Ich dachte, ich geh quer durch die Wüste, Südafrika kann so weit gar nicht sein. Denkste! Drei Tage war ich schon unterwegs und noch immer war keine Spur von Südafrika zu sehen. Ich hatte einen riesigen Durst bekommen und fürchtete schon, umkommen zu müssen, denn die Wüste ist ein Land, wo es kein Wasser gibt. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und begann, nach Wasser zu graben. Ich grub und grub – immer tiefer kam ich in die Erde hinunter –, aber Wasser fand ich keines.

Doch ich war jung und zäh und gab nicht auf. Nach ungefähr drei Wochen ununterbrochener Arbeit hatte ich einen mehrere tausend Kilometer langen Tunnel gegraben. Und plötzlich, eines Tages, stieß ich endlich auf Wasser! Auf viiiiel Wasser! Der Druck dieser Quelle war so stark, dass es mich den ganzen langen Weg zurückspülte. In der Wüste kam ich schließlich wieder heraus. Aber ich hatte Wasser gefunden und brauchte nun nicht mehr zu verdursten.

Als ich so im Wüstensand kniete und trank, wusste ich mit einem Mal, woher diese Wassermassen gekommen waren! Stellt euch vor, ich hatte, ohne es zu merken, durch die ganze Erdkugel hindurchgegraben und das Meer auf der anderen Seite angezapft! Natürlich konnte ich nun das Meerwasser nicht trinken, da es zu salzig war. Also, was tun? Da hatte ich eine Idee …“

So erzählte Herr Hamster immer weiter. Die Mäuse und der Maulwurf kannten Herrn Hamsters Lügengeschichten ebenfalls zur Genüge; sie schliefen die meiste Zeit. Nur die Motten hörten immer aufmerksam zu, wenn Herr Hamster loslegte. Die vergaßen nämlich die Geschichten von einem Tag auf den anderen und glaubten, es wären immer neue.

Na, jedenfalls hatten sie es alle urgemütlich und das ist ja das Wichtigste!

Erwin Moser aus: Wunderbare Gute-Nacht-Geschichten, Verlag Beltz & Gelberg



Der Rabe und die Maus

An einem bitterkalten Winterabend flog einmal ein Rabe über das tief verschneite Land. Er war hungrig, denn er hatte an diesem Tag nicht viel zum Fressen gefunden. Die scharfe Kälte drang durch sein Gefieder und er fühlte, wie seine Flügelbewegungen immer mühseliger und langsamer wurden.

Da sah er in der weißen Landschaft einen Bauernhof. Bis zu diesem Hof fliege ich noch, dachte er. Vielleicht haben die Menschen Maiskörner ausgestreut, das wäre meine Rettung! Er landete vor dem Bauernhaus und suchte den Boden ab. Doch er fand kein Futter. Der Rabe flog zum Fenster des Hauses hinauf und schaute hinein. Die Menschenfamilie saß gerade beim Abendessen. Sehnsüchtig und traurig schaute ihnen der Rabe eine Weile zu. Dann seufzte er und flatterte wieder in die Luft.

Wo soll ich nur hin?, dachte er. Wo ist ein angenehmer Platz zum Schlafen? Da sah er auf dem Feld eine Vogelscheuche stehen. Er flog hinüber und setzte sich auf die Schulter der Vogelscheuche.
Er drückte sich eng an ihren mit Stroh gefüllten Kopf, um sich wenigstens ein kleines bisschen zu wärmen. Ach, wie hart ist doch das Leben im Winter, dachte der Rabe und schloss seine Augen.

Da raschelte es plötzlich im Hemdkragen der Vogelscheuche, und eine kleine Feldmaus schob ihren Kopf ins Freie. „Grüß dich, Herr Rabe!“, sagte sie. „Willst du nicht hereinkommen? Hier ist es viel wärmer!“
„Danke, nett von dir“, sagte der Rabe. „Aber das geht wohl nicht. Ich kann nicht in Löcher schlüpfen wie du. Meine Federn würden sonst brechen und dann könnte ich nicht mehr fliegen. Aber es geht schon so. So leicht erfriere ich nicht. Mir ist nur gerade heute so kalt, weil ich fast nichts gegessen habe.“

„Magst du Weizenkörner?“, fragte die Maus. „Du kannst welche haben! Ich habe genügend! Den ganzen Sommer über habe ich sie gesammelt und in die Vogelscheuche getragen.“ „Oh, du bist wirklich eine zauberhafte Maus!“, sagte der Rabe. „Du hast ja ein Herz aus Gold!“

Die Maus holte aus der Scheuche so viele Weizenkörner, bis der Rabe satt war. Sie unterhielten sich noch eine Weile und als es Nacht wurde, kroch die Maus in die Vogelscheuche zurück und kuschelte sich in ihr warmes Strohnest.

Mit den Körnern im Magen war dem Raben warm geworden und auch er verbrachte eine angenehme Nacht auf dem Strohmann.

Erwin Moser aus: Wunderbare Gute-Nacht-Geschichten, Verlag Beltz & Gelberg



Die Riesenschnecke

Mitten in einer großen, heißen Steinwüste lag einmal eine Oase mit einem See und einem sumpfigen Wald. In diesem feuchten Waldgebiet kam eines Tages eine Weinbergschnecke zur Welt, die besonders groß wurde. Sie wuchs und wuchs und war bald zehnmal so groß wie eine gewöhnliche Weinbergschnecke. Nur ihr Schneckenhaus war nicht mitgewachsen. Es war klein geblieben und schließlich vom Rücken der Schnecke abgefallen. Und noch etwas war seltsam an dieser Riesenschnecke:

Sie blieb nicht – wie die anderen Schnecken – im kühlen Wald, sondern wollte immer wieder in die heiße Steinwüste hinauskriechen. Es schien ihr zu gefallen, über die warmen Steine zu kriechen. Da sie aber kein Schneckenhaus mehr besaß, war ihr Körper schutzlos der Sonne ausgesetzt, und sie musste ihre Wüstenausflüge schnell wieder abbrechen.

Eines Tages hatten drei Käfer und ein Schmetterling eine Idee, wie sie der Riesenschnecke helfen könnten. Sie bauten aus Ton ein künstliches Schneckenhaus! Da sie die Schnecke auf ihren Ausflügen in die Wüste aber begleiten wollten, bauten sie für sich auch Zimmer mit großen Fenstern in das Tonhaus ein. Die untere Hälfte des Schneckenhauses füllte ein Wasserspeicher aus, damit die Schnecke auf ihren Reisen in der heißen Sonne feucht gehalten werden konnte. Und schließlich bauten die Käfer noch eine luftige Kuppel über das Schneckenhaus. Darunter sollten zusätzlich einige Passagiere mitreisen können.

Diesmal sitzen dort die Mäuse Monika und Michael und genießen die wundervolle Aussicht.

Erwin Moser aus: Fantastische Gute-Nacht-Geschichten, Verlag Beltz & Gelberg



Warum im Wald wieder Ruhe herrscht

Kennt ihr Ferdinand und Mara? Nein? Hier im Wald kennt sie jeder.
Ferdinand ist das rostrote Eichhörnchen, das inzwischen leicht an seiner kahlen Stelle im Fell zu erkennen ist. Mara ist eine Waldmaus und die beste Freundin von Ferdinand. Maras Name ist eigentlich Marina. Doch die Eule, die einfach alles weiß, hat ihr irgendwann einmal gesagt, dass ihr Name „Hafen“ bedeutet. Wer will als Maus schon „Hafen“ heißen, hier im Wald, wo weit und breit keine Boote zu finden sind.
Das bereitete ihr ein wenig Kummer, doch die Eule wusste Rat: „Wie wäre es mit Mara?“, schlug sie vor, „sozusagen als Abkürzung für Marina?“ „Denn Mara“, so die Eule weiter, „bedeutet im Weißrussischen ‚Traum‘ und in Igbo, einer Sprache, die in Afrika gesprochen wird, bedeutet es ‚schön‘.“ Obwohl Marina weder von Weißrussland noch von Igbo eine Ahnung hatte, gefiel ihr der Gedanke, „Traum“ und „schön“ zu heißen. „Das passt zu mir“, dachte sie und seither heißt sie Mara.

Ferdinand und Mara waren die allerbesten Freunde, bekannt für ihren Übermut, aber auch für ihren Mut. Es war Anfang November und der Waldtümpel war bereits gefroren, da tönte am Ende einer besonders kalten Nacht ein schauriges Geheul durch den Wald. Genau aus jenem Teil, in den sich niemand hinein traute. Es wurde gemunkelt, dass hier ein Riese haust, der gerne Waldtiere verspeist und kaum jemand möchte wohl im Schlund eines Riesen landen.
„Gehen wir nachschauen, was da los ist?“, fragte Ferdinand. „Nichts wie hin“, meinte Mara. Denn die beiden kannten keine Furcht und wenn sie sich fürchteten, so gaben sie es nicht zu. Der Weg dauerte länger als sie gedacht hatten. Der Wald war sehr dicht und selbst für kleine, geschickte Tiere schwer zu durchdringen. Die Dämmerung brach herein. „Wir müssen uns einen halbwegs warmen Platz für die Nacht suchen“, sagte Mara. Es war bereits stockdunkel und die Müdigkeit machte beiden zu schaffen. „Hier“, so rief Ferdinand erfreut, „scheint eine Höhle zu sein“. Als sie in das Loch hineinschlüpften, roch es fast ein wenig wie in einem Stall: ein bisschen muffelig und doch heimelig. Auf alle Fälle war man von allen Seiten geschützt.

Die beiden wünschten sich eine gute Nacht und zur Vorsicht, und weil sie sich doch ein wenig fürchtete, sprach Mara in Gedanken noch ein Gebet: „Lieber Gott, beschütze uns den ganzen morgigen Tag und lass’ es hier keinen Riesen geben, oder zumindest nur einen ganz kleinen.“
Dann schlief sie beruhigt und friedlich ein.
Doch das Erwachen war grausam!
Ferdinand und Mara wussten nicht, wie ihnen geschah: Sie wirbelten durch die Luft, landeten unsanft auf dem Boden und wurden von einem Ungetüm angebrüllt: „Was macht ihr hier in meinem Schuh?“ Tatsächlich waren die beiden im linken Schuh des Riesen gelandet, den es also tatsächlich gab – und er war so groß, dass der Schuh durchaus als Höhle herhalten konnte. Vermutlich stimmte also auch das Gerücht, dass der Riese Waldtiere verspeiste.
Beide glaubten, ihre letzte Stunde hätte geschlagen und Mara nahm sich fest vor, den Riesen in die Zunge zu beißen, sollte sie ihm als Frühstück dienen.
Der Riese schlüpfte in seine Schuhe und es entfuhr ihm ein wohliger Seufzer. Es war die eisige Kälte, die ihm in kalten Nächten sehr zu schaffen machte und ihn zum Seufzen und Brüllen gebracht hatte. Nun war der Schuh von unseren beiden Freunden gut gewärmt, und das tat dem Riesen einfach wohl. Mara und Ferdinand wurden nicht verspeist und dienten dem Riesen als lebendige Wärmflaschen. Die halbe Nacht schliefen sie im linken Schuh und die halbe Nacht im rechten. Oder war es umgekehrt?
Nach ein paar Tagen machten Mara und Ferdinand dem Riesen, der ihnen inzwischen ans Herz gewachsen war, einen Vorschlag: „Lass uns nach Hause gehen“, meinten die beiden, „und wir sorgen dafür, dass deine Füße selbst in den kältesten Nächten warm bleiben.“ So wurde es dann auch gemacht.
Moos und lose Federn wurden gesammelt, Ferdinand opferte ein wenig von seinem Fell, Mara stibitzte aus einem Stall ein wenig Stroh und fand dabei auch noch Reste von Schafwolle – und alles zusammen wurde in den Schuhen eingebettet. Sogar ein wenig Rinde. All diese feinen Dinge aus der Natur sorgten dafür, dass es der Riese immer warm hatte in seinen Schuhen. Und so kehrte im Wald wieder Ruhe ein.
Zum Schluss seien noch zwei Dinge erwähnt:
Weil Mara zu all den wärmenden Dingen noch ein wenig wilde Pfefferminze dazu mischte, roch es in den Schuhen auch nicht mehr so muffelig.
Der Riese war ein Vegetarier – also hat das Gebet vielleicht doch ein bisschen genützt.

R. Kleissner, Illustration: E. Moser



Serafina, das Wunderkind, oder Kabuddel-Kabimm

Serafina ist ein Wunderkind.

Ja, wirklich! Ständig muss man sich über dieses Kind wundern! Aber nicht etwa deshalb, weil sie Dinge kann, die andere Kinder in ihrem Alter nicht können. Nein, so ein Wunderkind ist Serafina nicht. Sie könnte dir nicht sagen, wie viel vierundsiebzig mal hundertdrei weniger sieben mal zwei ist. Serafina wüsste auch nicht, wie man ein so verflixt schwieriges Wort wie „Äquator“ schreibt, ohne dass sich dabei womöglich ein falscher Buchstabe mit hinein verirrt. Und obwohl Serafina Musik über alles liebt, könnte sie dir auch nicht verraten, wie man eine Oper komponiert. Nein, auch solch ein Wunderkind ist Serafina ganz sicher nicht! Und trotzdem vergeht kaum ein Tag, an dem sich ihre Eltern nicht über sie wundern!

Zum Beispiel gestern: Da behauptete Serafina ernsthaft unsichtbar zu sein! Das war schon allerhand! Weil Papa doch genau sehen konnte, dass Serafina am Tisch saß und sich gerade Marmelade auf das Butterbrot löffelte. Aber Serafina hatte dafür gleich eine Erklärung: „Du kannst mich deshalb sehen, weil du einer von der seltenen Sorte bist, die Unsichtbare sehen können, Papa. Ja, solche Leute gibt es wirklich!“

Darauf blieb Papa gar nichts anderes übrig, als sich wieder einmal über Serafina zu wundern. Und später wunderten sich Papa und Mama, weil Serafina ihnen ohne Aufforderung half, den Geschirrspüler auszuräumen.

„Kabuddel-Kabimm!“, sagt Serafina in ihrer Geheimsprache oft, was so viel heißt wie: „So ist das eben!“ „So ist das eben“ kann man sagen, wenn man fröhlich ist. „So ist das eben“ kann man aber auch sagen, wenn man einmal traurig ist. Kabuddel-Kabimm eben. Manchmal ist man sogar beides zugleich. Traurig und fröhlich zur selben Zeit. Bei Serafina war das so: Es war im Herbst. Nur noch wenige Blätter hingen an den Ästen des Kastanienbaums. Am Himmel kreisten Raben und krächzten einander heisere Grüße zu. Serafina stapfte inmitten eines großen Laubhaufens und ließ Blätter um sich wirbeln. „Hej!“ und „Ho!“, rief sie dabei und stellte sich vor, an Deck eines Piratenschiffs zu stehen, das auf wilden Meereswogen schaukelt.

Als Kapitän musst du durch Wind und Wetter. Auch ein wilder Sturm darf dich dann nicht schrecken. Serafina hätte der ganzen Welt gerne gezeigt, wie mutig sie sein konnte. Aber da war niemand. An diesem Tag spielte sie mit sich allein. „Hej!“ und Ho!“, rief sie wieder. Doch diesmal klang ihre Stimme fast wie die eines kleinen Mädchens. Noch einmal: „Hej!“ und „Ho!“ Oje, diesmal war die Luft ganz heraus. Sie hatte ihren Kapitänsruf nur noch vor sich hin murmeln können. Und wie traurig hatte sich ihre Stimme dabei zuletzt angehört. Furchtbar traurig sogar, fand Serafina und spürte, wie ihr ein kalter Windhauch über den Nacken fuhr. Eine ganze Weile stand sie einfach nur so da und wunderte sich, weshalb ihr so plötzlich die Lust am Spielen abhanden gekommen war. Weit oben am Himmel krächzten noch immer die Raben, doch nun hörte es sich an, als würden die schwarzen Vögel einander zurufen: „Oje, oje, oje!“ Da musste Serafina plötzlich weinen. Und wie ihr so die heißen Tränen über die Wangen liefen, begann sie sich selbst furchtbar leid zu tun. Denn außer ihr selbst war ja sonst keiner zugegen, der Mitleid mit ihr gehabt hätte und sie hätte trösten können.

„Du armes Kind!“, sagte Serafina laut zu sich selbst und fuhr sich mit dem Ärmel über das nasse Gesicht. „Du armes, armes Kind!“ Und obwohl sie es zu sich selbst sagte, tat es gut diese Worte zu hören. Also sagte sie es wieder: „Du armes Kind!“ Dabei fiel ihr ein, dass sie die Stimme ihrer Mama nachahmen könnte. „Du armes Kind!“ – das klang besonders nett. Und gleich darauf versuchte sie sich mit der dunklen Stimme ihres Papas zu trösten: „Du armes Kind! Gleich ist alles wieder gut!“ Aber Papas Stimme war schwer nachzumachen. So wie ihr die Worte über die Lippen kamen, hörte es sich an, als ob ein Bär im Schlaf brummen würde: „Du armes, armes Kind, du! Gleich ist alles wieder gut!“

Da kam Serafina sogar kurz ein Lachen aus. Obwohl sie doch eigentlich lieber noch ein wenig geweint hätte! Denn irgendwie fand sie es schön, so unendlich traurig sein zu können. Dann lief sie nach Hause. Ein fremder Mann wunderte sich, als Serafina fröhlich auf dem Gehsteig an ihm vorbeihopste und dabei immer wieder vor sich hin rief: „Kabuddel-Kabimm!“ So ist das eben. Serafina ist ein Wunderkind.

Hubert Flattinger aus: Tiroler Vorlesebuch, HAYMON Verlag

Kaugummikopf

Jana kann ihr Glück kaum fassen: Sie darf mit einer echten Lok mitfahren! Mit einem echten Lokomotivführer! Der Lokführer heißt Fredi und ist mit Papa in die Volksschule gegangen. Zwanzig Jahre lang haben sie sich nicht gesehen und nichts voneinander gehört – und gestern haben sie sich wieder getroffen, ganz zufällig! Papa hat beim Einkaufen jemandem das letzte Krustenbrot weggeschnappt und dieser Jemand war Fredi. Der musste zwar Körnderlbrot kaufen, aber er ist froh, dass er seinen besten Volksschulfreund wiedergefunden hat.
Vor lauter Freude hat er gleich angeboten, Jana auf eine Fahrt mitzunehmen. Nicht mit einem Zug, wo jeder mitfahren darf. In dem Zug, den Fredi lenkt, sind nur riesig lange Baumstämme, zehn Waggons voll, und Jana und Fredi sind die einzigen Menschen. Fredi muss die Baumstämme vom Sägewerk wegbringen, über den Berg drüber, bis zum nächsten Bahnhof. Von dort werden sie abgeholt.

Gestern hat Fredi noch nicht gewusst, wann es passt, dass Jana mitkommt. Aber in der Früh hat das Telefon geklingelt und Papa hat gesagt, es ist so weit. Gleich heute Nachmittag!
Vor Aufregung kaut Jana schon seit dem Frühstück Kaugummi.

Jetzt ist sie beim dritten. Das ist ihr letzter. Beim Mittagessen klebt sie ihn auf den Tellerrand, damit sie nachher weiterkauen kann.
„Jana!“, schimpft Mama. „Das ist doch unappetitlich. Gib das weg da.“
„Das geht nicht“, wehrt sich Jana. „Das ist mein letzter Kaugummi und ohne machen meine Nerven nicht mit. Die reißen durch, das sag ich dir.“
„Runter vom Teller“, wiederholt Mama mit ihrer Keine-Widerrede-junges-Fräulein-Erziehungsstimme. Also steht Jana auf, holt einen kleinen Löffel und klebt den Kaugummi dort hinein. Den Löffel dreht sie um. Das ist eine ziemlich gute Idee, findet Jana, und überhaupt nicht unappetitlich. Aber mit Mama lässt sich heute nicht vernünftig reden. Sie nimmt den Löffel und wirft den Kaugummi mit spitzen Fingern weg. Dabei war der noch fast wie neu!
Jetzt muss Jana ohne auskommen. Sie traut sich nicht zu laut zu protestieren – auf keinen Fall will sie ihren Ausflug gefährden. Stattdessen kaut Jana ein bisschen auf ihren Fingernägeln herum. Als alle zehn Nägel abgekaut sind, überlegt sie kurz, ob sie bei den Zehennägeln weitermachen soll. Dann holt sie sich aber lieber einen Bleistift. Der geht auch.
Am Nachmittag fährt Jana mit Papa los. Er fährt sie zum Sägewerk. Dort wartet Fredi schon auf sie. Jana muss nicht einmal eine Fahrkarte kaufen. Sie darf einfach so in den Führerstand der Lok klettern. Papa muss dableiben. Eigentlich sollte Fredi keine fremden Leute mitnehmen. Ein Kind kann er gut reinschummeln, aber ein Erwachsener fällt zu sehr auf. Jana hat aber kein Mitleid mit Papa. Irgendeinen Vorteil müssen Kinder ja auch davon haben, dass sie klein sind. Fröhlich winkt Jana zu Papa hinaus. Sie kommt sich sehr wichtig vor.

Fredi setzt ihr seine Uniform-Kappe auf und erklärt ihr alles. Zugfahren ist ganz anders als Autofahren. Man muss nicht lenken, weil der Zug auf Schienen fährt. Der Lokführer darf aber trotzdem auf keinen Fall einschlafen bei der Arbeit. Das wäre sehr gefährlich. Unaufmerksam darf er auch nicht sein oder telefonieren oder zu viel an seine Frau denken. Deswegen kaut Fredi Kaugummi. Das hilft ihm, sich zu konzentrieren. Jana traut sich nicht zu fragen, ob sie auch einen Kaugummi haben darf. Aber Janas Augen können manchmal deutlicher sprechen als ihr Mund. Das sagt zumindest Tante Hilde. Jetzt sind Janas Augen auf die Kaugummi-Packung in Fredis Jackentasche geheftet.
„Möchtest du auch einen?“, fragt Fredi.
Es hat funktioniert! Erleichtert nickt Jana. Jetzt kann sie sich auch gut konzentrieren. Bäume und Wiesen flitzen an ihnen vorbei. Fast wie beim Mountainbiken. Nur dass Jana den Fahrtwind nicht spürt. Und es rüttelt ein bisschen weniger. Dafür ist es viel, viel lauter. Fredi zeigt ihr, wie er die Lok dazu bringt, schneller und langsamer zu werden. Selber fahren darf Jana nicht. Aber es ist auch so spannend genug.

Im Mitarbeiter-Stüberl auf einem kleinen Bahnhof machen Fredi und Jana Pause. Der Heizkörper hat den Raum so aufgeheizt, dass Jana sich die Ärmel hochkrempeln muss. Fredi trinkt einen Schluck aus seiner Wasserflasche. Dann zieht er ein Jausenbrot aus seiner Umhängetasche. Bevor Fredi in sein Brot beißt, holt er mit zwei Fingern den Kaugummi aus dem Mund. Jana sieht sich nach einem Mistkübel um – aber Fredi klebt sich den Kaugummi einfach hinters Ohr! Mitten aufs Ohrläppchen!
Jana macht riesige Augen. Sie ist hin und weg. So eine geniale Idee! Hinters Ohr damit, wenn man den Kaugummi grad nicht im Mund braucht, und

nachher kann man einfach wieder weiterkauen! Fredi versteht es falsch, dass Jana ihn mit offenem Mund anstarrt. Er bietet ihr sofort einen Bissen von seinem Brot an. Als Jana den Kopf schüttelt, hält er ihr noch einen Kaugummi hin. Da kann Jana natürlich schlecht „nein“ sagen. Womöglich findet Fredi das unhöflich. Also steckt Jana den neuen Kaugummi einfach zum alten dazu in den Mund.
Kauend sitzen Fredi und Jana da und schauen dem Kran zu, wie er Baumstamm um Baumstamm vom Anhänger fischt. Jana spürt etwas im Bauch. Das ist wahrscheinlich das Glück.

Fredis Kaugummis sind mit Himbeer-Zitronen-Geschmack. Das schmeckt so gut, dass Jana ihren Riesenkaugummi bis zum Abendessen nicht mehr rausgibt. Als Mama den Tisch deckt, rollt Jana den Kaugummi zu einer Kugel, genau, wie sie es bei Fredi gesehen hat. Dann klebt sie sich die Kugel von hinten aufs Ohrläppchen. Heimlich. Die Idee ist zwar genial bis zum Geht-nicht-mehr, aber Jana hat so einen Verdacht, dass Mama da eventuell anderer Meinung sein könnte …
Nach dem Essen räumt Jana den Geschirrspüler ein und dann schaut sie mit Papa Nachrichten. Da fällt ihr ein, dass sie noch eine Zeichnung machen muss, für Oma, zum Geburtstag. Und mit der Schildkröte hat sie heute noch nicht Schwimmen geübt! Jana ist so beschäftigt, dass sie alles rund um sich vergisst: die Uhrzeit, das Zähneputzen und ihr Kaugummiohr. Dass Schlafenszeit ist und dass Zähne wirklich JEDEN Abend geputzt werden müssen, daran erinnert sie Mama. Nur von Janas Kaugummiohr weiß Mama nichts …

Am nächsten Tag wacht Jana mit einem Glücksgluckern im Bauch auf. Sie muss gar nicht lange nachdenken, woher das Glück kommt.
Ihr fällt sofort wieder alles ein: Der Ausflug mit dem Zug, der Himbeer-Zitronen-Geschmack und Fredis Trick. Kaugummi zum Frühstück, noch vor dem Aufstehen, juhu! Mit einem Lächeln greift sich Jana hinters Ohr. Aber da ist kein Kaugummi. Hat sie das alles etwa nur geträumt? – Nein, das kann nicht sein. Wahrscheinlich hat Jana die Kugel im Bett verloren oder schon davor, beim Umziehen. Macht nichts. Bald ist sie wieder bei Oma, da bekommt sie sicher eine neue Packung. Vielleicht kauft Oma ihr sogar Himbeer-Zitrone …
„Jana, frühstücken!“, ruft Mama aus der Küche. „Bist du schon angezogen?“

Jana stapft ins Bad. Ihre Augen sind noch müde und im grellen Badezimmerlicht werden sie zu schmalen Schlitzen. Blind greift Jana nach ihrer Haarbürste. Heute gibt es Frisuren-Sparprogramm. Ganz ohne Zöpfe und das ganze Pipapo. Sie wird die Haare einfach nur gut durchkämmen, Haarreifen rein, fertig. Nur – warum reißt es denn so beim Frisieren? Mürrisch untersucht Jana die Haarbürste. Da fällt ihr nichts Ungewöhnliches auf. Aber schon beim nächsten Bürstenstrich bleibt die Bürste in den Haaren hängen. Verwundert schaut Jana in den Spiegel.
Da bleibt ihr fast das Herz stehen. Mitten im Schlag, einfach so. Wie konnte das nur passieren? Der Kaugummi klebt mitten in ihren Haaren! Er geht nicht raus, so viel Jana auch zupft und zerrt. Es tut nur furchtbar weh. Was soll sie nur tun? Braucht sie jetzt einen Kurzhaarschnitt, wie Sebastian? Sie wollte sich doch die Haare wachsen lassen, bis zur Hüfte runter, bis sie länger sind als die von Jasmina … Jana konzentriert sich. Sie versucht, tief durchzuatmen. Jetzt nur keine Panik. Da kommt Mama ins Bad. Und mit ihr kommt die Panik. Mama wird ihr bestimmt den Kopf abreißen!

Jana wirft sich auf den Boden. Sie vergräbt das Gesicht im Teppich und tut, als wäre sie nicht da.

Für einen kurzen Moment hat Jana vergessen, dass sie die beste Mama der Welt hat. Natürlich reißt ihr Mama nicht den Kopf ab. Sie schneidet nur die verklebte Strähne weg. Jetzt steht da ein borstiges Haarbüschel frech weg, mitten von Janas Kopf. Das sieht eigentlich echt gut aus.
„Wow!“, sagt Alma neidisch, als Jana in die Klasse kommt. Jasmina ist bestimmt auch neidisch. Die kann es nur nicht zugeben. Von Sebastian kriegt Jana zwei Daumen hoch.
„Ich nenn dich ab jetzt Pinsel“, sagt er.
Dann schenkt er ihr eine Riesenpackung Kaugummi. „Von meinem Taschengeld gekauft. Damit du die alten Kaugummis wegwerfen kannst. Und nicht ständig eine neue Frisur brauchst …“

Sarah M. Orlovský aus: Neue Geschichten von Jana, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien



Das Gewinner-Ei

Gerade hat der Advent begonnen – und in Janas Zimmer stinkt es. Das behauptet zumindest Mama. Sie reißt einfach das Fenster auf, obwohl es draußen huschikalt ist. Dann stellt sie eine Duftlampe auf. Wenn Jana nicht schon halb erfroren wäre, wegen des offenen Huschifensters, dann würde sie davonlaufen. Wacholder-Grapefruit- Zimt. Wer kommt denn auf so was!

Jana sitzt auf dem Teppich und hält sich aus Protest die Nase zu. Mama stakst in Janas Zimmer herum und schnüffelt in die Luft wie ein Jagdhund.

„Das gibt es doch nicht!“, murmelt Mama. Dann zieht sie mit einem Ruck Janas Bett ab. Sie klemmt sich die Bettwäsche samt der Tagesdecke unter die Achsel und verschwindet in den Keller.

Jana findet das alles ziemlich übertrieben. Sie selbst riecht gar nichts und Sebastian hat sich auch nicht beschwert, als er zu Besuch war. Aber Mama gibt einfach keine Ruhe. Und nach zwei Tagen riechen es sogar Papa und Jana: Tatsächlich, es stinkt. Und zwar gewaltig. Es stinkt schon am Gang, BEVOR man überhaupt in Janas Zimmer reinkommt!

Mama schiebt die Schuld auf Janas Schildkröte.

„Ich habe es ja immer gesagt“, meint sie. „Ein Tier hat in einem Kinderzimmer einfach nichts zu suchen. Das ist nicht gesund.“ Und schwupps, muss das arme Paulchen ins Bad übersiedeln. Als ob Paulchen irgendwas dafür kann.

Jana schämt sich für ihre Mama. Damit Paulchen nicht so mitkriegt, dass sich alles gegen ihn verschworen hat, baut ihm Jana einen erstklassigen Baby-Schildkröten-Trainings-Parcours: Paulchen soll zuerst einen Radiergummi überklettern, dann die Federschachtel und am Ende die Türschwelle auf die Terrasse raus. Aber schon beim Radiergummi verliert Paulchen das Gleichgewicht. Er landet auf dem Panzer und strampelt hilflos mit den Beinen. Seufzend hebt Jana ihr Schildkröten-Baby auf. Paulchen ist einfach so ein Tollpatsch ... Sie drückt ihm ein Bussi auf den Panzer und versorgt Paulchen mit einem Riesenvorrat an Salatblättern. Das ist ihm sicher auch ein Trost.

Paulchen ist absolut unschuldig. Das wird ziemlich schnell klar: In Janas Zimmer stinkt es weiter, genau wie vorher. Im Bad stinkt es hingegen nur, wenn jemand groß am Klo war. Das ist unfair und gegen die Schildkröten-Rechte, findet Jana. Paulchen übersiedelt zurück in Janas Zimmer.

Aber was ist es denn nun, das so stinkt? Mama, Papa und Jana bilden einen Suchtrupp. Sie durchforsten das ganze Zimmer. Jeden Zettel drehen sie um, jedes Buch wird abgestaubt, jedes Kleidungsstück neu zusammengelegt. Es ist richtig gruselig: Sie finden den Taschenrechner, den Papa schon seit letztem Weihnachten vermisst. Sie finden den kleinen Schutzengel, den Mama von ihrer Urstrumpftante zur Erstkommunion bekommen hat. Nur den Grund für den Gestank – den finden sie nicht.

Die Schmutzwäsche ist es nicht, die Jana in der Bettlade hortet.

Ihre Neoprenschuhe miefen vielleicht ein bisschen, weil sie nach dem letzten Mal Schwimmen nicht richtig getrocknet sind, aber das ist halb so wild. Der geheime Schokoladenvorrat ganz oben im Regal ist es garantiert auch nicht, der riecht höchstens verlockend gut.

Schokolade stinkt nie!

Dann findet Mama in Janas Schreibtisch-Schublade, ganz hinten, hinter dem Glanzpapier und den Fingerfarben, ein Ei. Ein bunt bemaltes Ei.

„Mir wird schlecht“, keucht Mama und reißt das Fenster auf. Das muss nichts heißen. Mama wird ständig schlecht in letzter Zeit. Aber dieses Mal hat sie wirklich recht: Das Ei stinkt dermaßen, dass Papa die Luft anhält und Jana wird es grün vor den Augen. Papa nimmt ein Taschentuch, wickelt das Ei ein und läuft aus dem Zimmer.

„NEEEEIN!“, brüllt Jana und rennt hinterher. „DAS DARFST DU NICHT WEGWERFEN!“

Mama läuft hinter Papa und Jana her.

„Wie stellst du dir das denn vor?“, ruft sie. „Das Ei muss weg, und zwar dalli!“

Jana weint.

„Ich will das Ei aber behalten“, schluchzt sie.

„Das ist doch das Gewinner-Ei vom letzten Osterfest. Und ich hab es am Wochenende extra zum Überwintern aus dem Baumhaus bei Opa übersiedelt ...“
Da hat Jana nämlich beim Eierpecken gewonnen, gegen Opa UND gegen ihren Cousin Tobias, mit diesem EINEN Ei! Das braucht sie noch, damit will sie nächstes Ostern wieder gewinnen!

Zu dritt stehen sie in der Küche, Papa mit dem Ei in der Hand, Mama mit einem Geschirrtuch vor Mund und Nase und Jana, die schluchzt und tobt.

Und dann muss Jana würgen. Sie hat beim Schluchzen zu viel Ei-Geruch eingeatmet. Jetzt ist ihr plötzlich so schlecht, dass sie ganz verzweifelt wird. Mama hat ja recht. In Wirklichkeit kann kein Mensch atmen neben dem Ei.

„Können wir es vielleicht in den Kühlschrank legen?“, bettelt Jana mit schwacher Stimme. „Oder einfrieren? Nur bis Ostern …“

Aber Papa schüttelt den Kopf. Er nimmt Jana mit an die frische Luft und vergräbt das Gewinner-Ei im Acker. Dabei muss Papa zwar schwitzen, weil die Erde schon fast gefroren ist, aber das ist es ihm wert. Nicht einmal im Biomüll will er das Stinke-Ding haben. Jana lässt die Schultern hängen. Schade um ihre Gewinn-Chancen. Aber so ist es wohl das Beste für sie alle. Das sieht Jana ein.

Als sie wieder ins Haus kommen, sitzt Mama in der Küche und rührt in einer Schüssel. Der Tisch ist mit Plastik abgedeckt. Neugierig klettert Jana auf die Eckbank. In Mamas Schüssel ist eine zähe weiß-graue Masse. „Ratet mal“, strahlt Mama. „Wir machen dir ein Gips-Ei.“

Jana reißt die Augen auf. Dann lacht sie. Andere Familien basteln Strohsterne und Weihnachtsengerl im Advent. Aber es ist lieb von Mama, dass sie Jana trösten will. Papa hilft ihnen, ein Ei auszublasen, damit es Mama nicht schon wieder schlecht wird. Gemeinsam gießen sie vorsichtig Gips in die leere Eierschale. Dann müssen sie warten, bis der Gips getrocknet ist.

Es dauert e-wig-lich. Jana isst zwei Rosinenwecken mit Butter und macht ihre ganze Rechen-Hausübung. Dann kann sie endlich die Schale abkletzeln. Am Ende bemalt sie das Gips-Ei noch schöner als das Original-Gewinner-Ei, das jetzt im Acker begraben liegt.

Am nächsten Tag laden sie Sebastian zur Advent-Jause ein. Es gibt Topfenkäse-Brote, Orangen-Speigerl, Nüsse aus dem Nikolo-Sackerl – und hart gekochte, bemalte Eier. Jana ist ganz kribbelig.

„Magst du auch ein hart gekochtes Ei?“, fragt sie Sebastian. Juhu, er mag!

„Hast du rein zufällig Lust auf Eierpecken?“, fragt Jana weiter. Juhu, er hat!

So eine Überraschung: Wer hätte das gedacht?

Jana gewinnt! Mit nur zwei Schlägen! Einen auf den Kopf von Sebastians Ei und einen auf den Popsch. Jana sitzt da und strahlt übers ganze Gesicht.

„Isst du dein Ei gar nicht?“, fragt Sebastian erstaunt.

„Ach, ich hab jetzt eigentlich gar keinen Appetit“, meint Jana.

„Ich heb mir mein Ei einfach auf.“ Den Rest des Satzes sagt sie nicht mehr laut: „Bis Ostern“, flüstert sie zu sich selber, in ihrem Kopf.

„Und dann gewinnen wir jedes einzelne Duell, mein Gips-Ei und ich.“

Sarah M. Orlovský aus: Neue Geschichten von Jana, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien



Die heilige Notburga

Eine der ältesten Burgen Tirols ist die Rottenburg nahe Jenbach, von der heute nur noch Ruinen erhalten sind.

In dieser stolzen Burg lebten Ende des 13. Jahrhunderts Ritter Heinrich der Erste und seine Frau Ottilie, die eine besonders treue und tüchtige Dienstmagd in ihrem Gesinde hatten.
Das junge Mädchen stammte aus der Gegend um Rattenberg und wurde Notburga gerufen.
Notburgas mitleidiges Herz schlug für alle Armen, Kranken und Schwachen. Sooft sie konnte, lief sie ins Dorf hinunter und kümmerte sich dort so umsichtig und liebevoll um die Bedürftigen, dass die Leute bald sagten: „Die Dienstmagd sorgt besser für uns als ihre Herrin!“

Als das der hartherzigen Ottilie zu Ohren kam, ärgerte sie sich sehr darüber und fing an, das brave Mädchen zu kontrollieren und zu belauern.
Einmal ertappte die Herrin ihre Magd dabei, wie sie in der Burgküche die Essensreste für die Bedürftigen zusammentrug. Da riss ihr Ottilie die Schüssel aus den Händen und verlangte: „Geh sofort in den Stall und wirf die Reste unseren Schweinen vor! Wir haben nicht genug, um auch noch die Armen zu füttern!“

Notburga wollte gehorsam sein und sparte sich daher das nächste Mal ihre Gaben für die Bedürftigen vom eigenen Mund ab. Brotstück um Brotstück legte sie beiseite.
Aber auch das war ihrer Herrin nicht recht und als sie sah, dass Notburga ins Dorf hinuntergehen wollte, schickte sie ihren Mann hinterher: „Halt die kleine Diebin auf! Sie trägt schon wieder unsere ganzen Vorräte ins Dorf hinab!“

Ritter Heinrich fing die junge Magd am Burgtor ab und sagte streng: „Zeig sofort her, was du da unter deiner Schürze hast!“

Notburga blickte ihrem Herrn ruhig ins Gesicht und schlug ihre Schürze zurück. Da hatte sich das Essen in Hobelspäne und der stärkende Wein in Lauge verwandelt und Heinrich musste das Mädchen beschämt seiner Wege gehen lassen.

Schließlich vertrieb Ottilie die verhasste Notburga ganz aus dem Schloss, aber das fleißige Mädchen fand rasch wieder Arbeit. Ein Bauer in Eben am Achensee nahm das Mädchen in seinen Dienst. Er holte sich damit Glück und Frieden ins Haus, während der Segen von der Rottenburg verschwand.

Auch an ihrem neuen Dienstort erschien Notburga den Menschen wie ein guter Engel, der alle ihre Nöte ernst nahm und sich um sie kümmerte. Nur einmal wurde der Bauer zornig. Als die Feierabendglocke läutete, wollte Notburga die Sichel weglegen, um zu beten. Da herrschte der Bauer sie an: „Schneid weiter, Dirn! Wir haben keine Zeit zum Faulenzen. Das Korn muss in die Scheune!“
Aber Notburga sagte mit ruhiger Stimme: „Wenn Gott ruft, dann muss man folgen. Und wenn ER will, dass wir jetzt beten, wird diese Sichel in der Luft schweben bleiben!“



Mit diesen Worten warf die Magd ihre Sichel in die Luft und sie blieb tatsächlich wie der silberglänzende Mond an einem goldenen Abendsonnenstrahl hängen. Vor diesem Wunder sanken alle in die Knie und der Bauer wagte es nie mehr, etwas gegen das Beten zu sagen.

Einige Jahre später kehrte Notburga wieder ins Inntal zurück. Sie wirkte dort noch für lange Zeit und brachte vielen Menschen Friede und Freude. Als sie um das Jahr 1313 verstarb, erfüllte man gerne Notburgas letzten Wunsch: „Legt meinen Leichnam auf einen führerlosen Wagen, der mit zwei weißen Ochsen bespannt ist. Da, wo die Tiere hingehen, sollt ihr mich begraben.“
Eine große Trauergemeinde folgte dem seltsamen Gespann, das ohne jede Schwierigkeit den Inn durchquerte und schließlich in das kleine Kirchlein zum heiligen Ruprecht bei Eben fuhr. Dort wurde Notburgas Leichnam von unsichtbaren Händen abgeladen und aufgebahrt und hier bestattete man sie auch.

Weil an ihrem Grab mancherlei Wunder geschahen, wurde Notburga vom Volk als Heilige verehrt. So erbaute man später in Eben eine neue Kirche, wo Notburgas Gebeine noch heute in einem kostbaren Schrein aufbewahrt werden.

Brigitte Weninger aus: Tiroler Sagen, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien



Die Speckseite im Roten Turm

Eines der alten Wiener Stadttore, die inzwischen abgerissen wurden, war der Rote Turm, an den noch die Rotenturmstraße erinnert. Mit diesem Torturm aber hatte es eine besondere Bewandtnis.
Im ganzen Kaiserreich spöttelte man damals darüber, dass in Wien die Frauen das Sagen hätten und dass sich die gutmütigen Wiener viel zu sehr vor ihren Ehegenossinnen fürchteten, um gegen dieses Regiment aufzubegehren. Darüber beschwerten sich die Wiener beim Stadtmagistrat: „Diese Frotzelei können wir uns nicht länger bieten lassen. Wir stehen ja vor aller Welt als Feiglinge und Pantoffelhelden da!“

Da kam ein findiger Beamter auf folgende Lösung: Er ließ eine große Speckseite in den Roten Turm hängen, und derjenige, der eindeutig beweisen konnte, dass ER der Herr in seinem Hause sei, sollte diesen Speckbacken als offizielle Belohnung bekommen.

Befind’t sich irgend hier ein Mann,
der mit der Wahrheit sprechen kann,
dass ihm sein’ Heirat nicht gerauen
und fürcht’ sich nicht vor seiner Frauen,
der mag diesen Backen herunterhauen!

So stand es für jedermann sichtbar eingraviert auf einer Tafel.

Die Wiener Männer waren mit dieser Verfügung zufrieden und Tausende von ihnen gingen täglich an dem baumelnden Speck vorbei. Seltsamerweise dauerte es fast hundert Jahre, bis sich an den Stammtischen eine frohe Kunde verbreitete: „Es hat sich einer gemeldet, der den Speck haben will!“
Am festgesetzten Tag kam eine riesige Menschenmenge zum Roten Turm. Jeder wollte den sagenhaften Mann aller Männer sehen.

Schließlich marschierte er unter lauten Jubelrufen heran – jung, fesch, prächtig gekleidet und hocherhobenen Hauptes. Er war schon seit einigen Wochen verheiratet und seine Angetraute umsorgte ihn noch immer aufs Beste. Sie hatte ihm bisher kein einziges böses Wort gesagt und las ihm jeden Wunsch von den Augen ab. So meinte der junge Ehemann, der unumschränkte Herrscher im Haus zu sein und als erster Wiener ein Anrecht auf den Speckbacken zu haben.

Schon wurde unter den strengen Augen des Magistratschreibers eine Leiter angelegt, als der Mann aller Männer plötzlich innehielt.
„Momenterl bittscheen!“, meinte er. „Ich muss nur schnell meinen schönen Sonntagsrock ausziehen.“
„Warum denn das?“, wollte der erstaunte Stadtschreiber wissen.
„Weil der Speck fettig ist, net wahr?“, sagte der junge Ehemann würdevoll. „Und weil meine Frau den Rock grade frisch gereinigt hat. Wenn ich dann mit einem dicken Fettfleck heimkomm, wird sie mir eine schöne Predigt halten!“
Als die umstehenden Männer das hörten, brachen sie in lautes Gelächter aus, nahmen dem Großmaul die Leiter wieder weg und ließen nicht mehr zu, dass er hinaufstieg.
„Du bist kein bisserl besser als wir!“, höhnten sie. „Geh heim zu deiner Hausherrin!“

So blieb die Speckseite weiterhin im Roten Turm hängen, bis das Tor 1858 abgerissen wurde.

Brigitte Weninger aus: Wiener Sagen, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien



Die Geisterkirche im Achensee

In jener Talsenke, in der heute der Achensee liegt, stand vor langer Zeit ein wohlhabendes Dorf. Die Weiden ringsum waren saftig, das Korn wuchs beinahe von selbst und Mensch und Tier hatten mehr als genug zu essen. Doch der unverdiente Reichtum stieg den Dorfbewohnern zu Kopf: Sie wurden hochnäsig und übermütig. Vor allem die jungen Burschen trieben es wild.

„Was, jetzt sollen wir schon wieder in die Kirch gehen!“, maulte einer von ihnen. „Ich würd jetzt viel lieber weiterwürfeln!“
„Dann nehmen wir die Karten und Würfel eben mit!“, lachte ein anderer. „Einen Platz zum Spielen finden wir doch überall!“ Gesagt, getan.

Während der Pfarrer am Altar vorne die Messe las, saßen die Burschen hinten auf dem Chor, ließen die Würfel klappern und schoben das Geld hin und her.
Doch während sie dort oben noch lachten, tranken und spielten, begann draußen auf einmal Wasser aus dem Boden zu quellen. Eine Quelle nach der anderen tat sich auf, rann über die Wiesen und Wege, füllte die Senken und schon bald strömte das Wasser auch in die Kirche und stieg so rasch an, dass keiner der Spieler entkommen konnte.

Aber die Flut stieg noch viel höher und verschlang Wiesen und Wälder, Häuser und Ställe, Mensch und Vieh, bis zum Schluss die ganze blühende Gegend in den Wogen eines riesigen Sees versunken war.

An sehr klaren, windstillen Tagen sieht man mitunter noch die goldene Kirchturmspitze durch die Wellen schimmern und wer ein feines Ohr hat, hört das Glockengeläut aus der Tiefe.

Brigitte Weninger aus: Tiroler Sagen, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Die Opferkerze von Lavant

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde der Bau des St.-Peters-Kirchleins in Lavant vollendet. Viele Jahre lang war unter großen Mühen daran gebaut worden und nun stand alles in großer Pracht bereit. Das Einzige, was noch fehlte, war der Wetterhahn auf der Kirchturmspitze.

An einem herrlichen Spätherbsttag sollte auch dieser endlich aufs Dach gebracht werden.
„Schau her da“, sagte der Dachdeckermeister zu seinem jüngsten Gehilfen. „Du hast wirklich brav gearbeitet, deshalb sollst du heut den Hahn aufstecken!“

Der Bub freute sich sehr über die große Ehre und stieg gleich schneidig auf den Turm hinauf. Doch oben klammerte er sich plötzlich kreideweiß ans Schindeldach und schrie angstvoll zu den Zuschauern auf dem Vorplatz hinunter:

„Soll ich den Hahn ins erste oder ins zweite Loch stecken?“ „Was meint er denn?“, fragte der Meister verwirrt. „Die Kirchturmspitze hat doch nur ein einziges Loch!“ Doch plötzlich begriff er: „Den armen Buben hat der Schwindel gepackt!“ Im selben Augenblick entglitt dem Gehilfen der Wetterhahn und dann verlor er selbst den Halt.

„Heilige Maria von Lavant – hilf!“, schrie der Bursch im höchsten Entsetzen und stürzte vom Dach herab. „Wenn du mich rettest, bring ich dir eine Opferkerze so schwer wie ich selber!“

Dann verlor er vor Schreck das Bewusstsein und merkte gar nicht, dass er völlig unversehrt in einem hohen Laubhaufen landete, der neben der Kirche zusammengekehrt worden war.
Die heilige Maria hatte sein Flehen erhört.

Einige Zeit später wollte der Gerettete sein heiliges Gelöbnis einlösen und eine Opferkerze kaufen. Da fiel ihm ein, dass er gar nicht wusste, wie schwer er eigentlich war.

So wanderte er am nächsten freien Tag nach Lienz hinaus, um sich dort auf der Waage eines großen Viehhändlers wiegen zu lassen. Doch wie erstaunt waren alle, als sie erfuhren, dass der junge Bursche nur ein Kilogramm wog!

Ob nun die Waage des Viehhändlers etwas Falsches anzeigte oder ob die heilige Maria ein zweites Wunder vollbracht hatte, um den Geldbeutel des Buben zu schonen, ist nicht bekannt.

Brigitte Weninger aus: Tiroler Sagen, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Die beiden Nachbarinnen

Es waren einmal zwei alte Frauen, die lebten in guter Freundschaft als Nachbarinnen. Sie kannten einander fast ihr Leben lang. Die eine hatte ihren Mann als Gast auf der Hochzeit der anderen kennengelernt. Ihre Kinder hatten miteinander am nahegelegenen Teich gespielt, ihre Männer einander bei der Arbeit ausgeholfen. Die eine hatte der anderen zugehört, als sie mit ihrer Tochter ständig stritt. Die andere hatte die eine getröstet, als ihr Sohn aus einem Krieg nicht mehr heimgekehrt war. Die beiden Frauen hatten einander beigestanden, als die Kinder, groß geworden, eins nach dem anderen das Haus verließen. Schließlich mussten sie beide im gleichen Jahr ihre Männer begraben.

Die zwei redeten über alles Mögliche, teilten Sorgen und Freuden.

Dabei gerieten sie eines Tages in einen Streit. Worum es ging, wird nicht erzählt. War es, weil sie mit dem Alter ein wenig sturer geworden waren, war es ein Missverständnis oder ein alter, nie ganz gelöster Groll, der schon lange schwelte?

Was auch immer der Anlass gewesen sein mag, dieser Streit war einfach nicht beizulegen. Ein Wort gab das andere, und jedes klang schärfer. Am Ende kam es noch schlimmer, denn irgendwann hörten sie auf zu sprechen.

Wenn aber zwei gar nicht mehr miteinander reden, kann ein Missverständnis auch nicht geklärt und ein Streit schwerlich beigelegt werden. Stattdessen wächst der Zorn auf beiden Seiten, der Ärger flammt ein ums andere Mal wieder auf, und in Gedanken wächst der Unmut. Als Tage und Wochen ohne eine Geste der Versöhnung vergingen, wurde es immer unmöglicher, einander zu vergeben. Die eine war auf die andere wütend, die andere auf die eine, und beide hatten ihre „guten Gründe“. Weil sie nicht mehr miteinander sprachen, machten sie ihrem Zorn in kleinen Gesten Luft. Böse Blicke, Gemurmel mit anderen Frauen auf dem Markt, ein fauler Apfel voller Wespen, der am Grundstück der Nachbarin lag, den Frauen kam so manches in den Sinn.

Da verfiel eine der beiden irgendwann auf den Einfall, einen Graben zwischen ihren Grundstücken zu ziehen und ihn mit Wasser aus dem Teich zu füllen. Als die andere das sah, ärgerte sie sich maßlos darüber, dass ihr das nicht selber eingefallen war.

An dem Tag, an dem sie über den mit Wasser gefüllten Graben gestolpert war, kam bei ihr ein Wanderer vorbei. Er war einer von denen, die von der Hand in den Mund lebten und von der Arbeit, die sie da und dort fanden. Er hatte dunkle Locken, ein ehrliches, offenes Gesicht, einen klaren Blick und den Gang eines Menschen, der seit Jahren unterwegs ist. So einer wie er war wohl schon durch vieler Menschen Leben gewandert.

Der Fremde erinnerte die Frau ein klein wenig an den Ältesten ihrer Nachbarin, der einst aus dem Krieg nicht mehr heimgekommen war. Doch der wäre jetzt schon viel älter als dieser Fremde. Die Witwe fühlte sich einsam, seit sie nicht mehr mit ihrer Nachbarin sprach. Außerdem kann auch eine alte Frau sich wohl am Anblick und an der Gesellschaft eines gutgewachsenen, freundlichen jungen Mannes erfreuen.

Als er sie also nach Arbeit fragte, überlegte sie gut. Während sie ihren Blick über den Hof schweifen ließ, sah sie den Graben, und da kam ihr ein Einfall:
„Ja, ich weiß, was du tun kannst. Bau mir doch einen Zaun auf meiner Seite des Grabens, einen recht hohen, dann muss ich nicht einmal mehr hinüberschauen zur Nachbarin!“

Er meinte, das könne er wohl tun. Nachdem sie das Holz für den Zaun zusammengesucht hatten und die Werkzeuge, die er nicht selber dabeihatte, erzählte sie ihm abends am Feuer die ganze leidige Geschichte ihres Streits. Er wiederum teilte seine Märchen und Lieder mit ihr. Die, die sonst nichts besitzen, kein Land und kein Haus, sind oft reich an Geschichten und tragen viele davon zu den Menschen. Die Frau legte an diesem Abend besonders viele Scheite in den Kamin, weil sie sich an der Stimme des jungen Mannes gar nicht satthören konnte.

Am nächsten Tag war Markttag, und sie wollte in die Stadt. Sie ließ den Fremden allein zurück und dachte sich, einer, der einen so geraden Blick hat, würde wohl nichts stehlen und auch nicht vor getaner Arbeit verschwinden.

Am Ende dieses Tages kam sie wieder. Sie war so guter Laune wie lange nicht und freute sich auf einen zweiten Abend in angenehmer Gesellschaft. Von weitem schon hielt sie Ausschau danach, wie weit er mit seiner Arbeit gekommen war. Wer weiß, vielleicht war der Zaun ja schon halb fertig?

Doch sie kam näher und näher und konnte nicht einmal Pfosten entdecken, die er eingeschlagen hatte. Als sie schließlich ihren Hof erreichte, sah sie, dass der Wanderer aber nicht untätig gewe-

sen war. Doch er hatte mit ihrem Holz und ihrer beider Werkzeug keinen Zaun gebaut, sondern eine Brücke über den Graben.

Auf dieser Brücke stand die Nachbarin mit Tränen in den Augen und sagte zur Begrüßung: „Was für eine Geste! Du hast mich beschämt, lass uns endlich Frieden schließen."
Ohne lange nachzudenken tun wir zuweilen die weisesten Dinge. Ohne zu überlegen lief die Frau nun von ihrer Seite auf die Brücke und umarmte ihre alte Freundin lange. Da floss das Wasser nicht nur unter der Brücke, sondern es fielen auch Tränen aus den Augen der beiden.

An diesem Abend saßen sie zu dritt am warmen Feuer, teilten Geschichten und sangen alle drei. Die beiden Frauen waren dem Wanderer sehr dankbar. Am nächsten Morgen hätten sie so manche Arbeit für ihn gefunden und ihn gern noch eine Weile aufgehalten. Doch er meinte, er müsse weiterziehen, es gäbe für einen wie ihn noch einiges zu tun in dieser Welt.

Frau Wolle aus: König Lichterloh, illustriert von Almuth Mota, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Warum Gott die Zwetschgen, die Äpfel und die Birnen schuf

Im Anbeginn der Zeit schuf Gott die Welt – und sie war ein Paradies. Dann aber verstießen Adam und Eva gegen das göttliche Verbot. Sie aßen die verbotene Frucht der Erkenntnis, den Apfel. Da wurde Gott fuchsteufelswild und ließ die zwei durch einen Engel aus dem Paradies vertreiben. Die Welt außerhalb des Paradieses war aber eine unwirtliche Einöde. Deshalb sorgten die Engel fortan für die Menschen, damit sie in dieser kargen neuen Welt zurechtkamen. Das Leben war trotzdem schwierig genug. Die Menschen fanden kaum genug zu essen. Oft litten sie Hunger und Not.

So flogen die Engel immer und immer wieder hinauf zum göttlichen Thron und berichteten, wie entbehrungsreich und mühsam das Leben der Menschen jetzt war. Gottes Wut war längst verraucht. Ja, die göttliche Milde kehrte zurück. Mit der Zeit taten dem Schöpfer diese armen Wesen leid. Gott beschloss deshalb, ihr Los zu mildern, und schuf einen Zwetschgenbaum. Im Paradies hatte es davon viele gegeben, aber außerhalb, in der Einöde, war das der erste.

Neugierig kosteten die Menschen von seinen Früchten. Die schmeckten viel besser als alles andere. Bald entbrannte ein Streit um die köstlichen Zwetschgen. Und es blieb nicht bei Worten. Schließlich wurden die Menschen handgreiflich und gingen mit Gewalt aufeinander los.

Wieder flogen die Engel zum Himmel und berichteten vom Streit um die göttlichen Früchte.
„Ein Baum ist wohl zu wenig", sagte sich Gott – und schuf auch einen Apfelbaum. Die Menschen waren begeistert. Endlich konnten sie ohne schlechtes Gewissen von den göttlichen Äpfeln essen. Und wieder kam es nach der ersten Freude zu heftigen Streitereien um die köstlichen Früchte.

Einmal mehr waren die Engel gefragt. Sie berichteten Gott, dass es beim Kampf um die Äpfel Verletzte und sogar Tote gegeben hatte. Es war alles nur schlimmer geworden.

Also schuf Gott auch noch den Birnbaum. Und gleich ging der Streit um die Birnen los. Die Engel wussten bald nicht mehr, wo ihnen der Kopf stand. Sie flogen von der Erde zum Himmel und überbrachten eine unheilvolle Botschaft nach der anderen.
„Wenn reichlich da ist, dann hat der Streit wohl ein Ende", sagte sich Gott. Deshalb schuf Gott auch noch die Nüsse und die Mandeln, die Quitten und die Marillen, die Kastanien und die Schlehen, die Zitronen und die Orangen.

Der Zwist und die Auseinandersetzungen nahmen aber trotz dieser Fülle kein Ende.
Schließlich verstand Gott, dass es nicht die Not war, die die Menschen antrieb, sondern die Gier.

Es half also nichts, den Menschen noch mehr vom himmlischen Segen zukommen zu lassen. Der Keim des Übels lag in den Herzen der Menschen. So gab Gott den Engeln eine Botschaft mit: „Genug ist genug. Kein Mensch soll mehr haben, als er braucht, um wirklich satt zu werden. Alle, die das verstehen und danach handeln, werden zufrieden sein und wieder im Paradies leben auf Erden."

Viele Menschen waren allerdings derart mit sich und ihrem Besitz beschäftigt, dass sie gar nicht hinhörten. Einige allerdings hörten nicht nur hin, sondern verstanden auch, was Gott damit sagen wollte. Und die haben seither das Glück auf ihrer Seite.

Helmut und Ursula Wittmann aus: Das Geschenk der zwölf Monate, illustriert von Agnes Ofner, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien



Von der alten Frau, zu der der liebe Gott auf Besuch kam

Vor langer, langer Zeit, war's gestern oder war's heut, da lebte einmal eine alte Frau. Die bemühte sich mit aller Kraft und Ehrlichkeit um ein gutes und gottgefälliges Leben.
Einmal hatte sie bei Nacht einen eigenartigen Traum. Eine Stimme war da zu hören. Die ging ihr durch und durch. „Gute Frau", sagte die Stimme, „ich sehe, wie aufrichtig du dich um ein gutes Leben bemühst. Morgen werde ich deshalb zu dir auf Besuch kommen."

Beim Aufwachen ging der Frau der Traum immer noch durch den Kopf. „Das war der liebe Gott", sagte sie sich. „Der liebe Gott kommt heute zu mir auf Besuch!" – Ja, sie konnte es kaum fassen: „Diese Stimme war so durchdringend und so voller Kraft! Das muss der liebe Gott gewesen sein!"

Und wenn schon der liebe Gott zu Besuch kommt, dann heißt es natürlich alles aufs Beste vorzubereiten. Gleich begann die alte Frau zu kehren und zu putzen. Sie schrubbte die Böden, sorgte dafür, dass die Fenster blitzblank waren. Dann begann sie zu kochen: Suppen, Braten, Knödel, Stöcklkraut, Salzerdäpfel, Strudel und Kuchen. Dazu noch Salat. Aus dem Wirtshaus holte sie frisches Bier. Ach ja, der liebe Gott trank sicher gern guten Wein. Das wusste sie ja vom Letzten Abendmahl. Also musste auch der noch her. Endlich war sie fertig.
Richtig fertig war sie – und verschwitzt. Schnell noch gewaschen und das Festtagsgewand angezogen. Jetzt fehlte nichts mehr, alles war bereit. – Und was war mit dem lieben Gott?

Es war schon früher Nachmittag. Er musste also bald kommen.
Müde von der vielen Arbeit setzte sich die alte Frau auf die Ofenbank. Da klopfte es auch schon an der Tür. Das musste er sein!

Geschwind auf, das Kleid geglättet, und hin zur Tür. Da stand ein Hausierer vor ihr. „Schau her, gute Frau, was ich für dich habe", sagte er, „schöne Bänder kann man immer brauchen! – Die sind auch recht günstig. Nur eine Bitte: Lass mich bei dir ein wenig aufwärmen. Es ist gar so kalt!" – „Nichts für ungut", sagte da die alte Frau, „aber du kommst im Moment wirklich ungelegen! Schau nur, wie schmutzig du bist. Zu mir kommt heute der liebe Gott auf Besuch. Du wirst verstehen, dass ich dich da nicht hereinlassen kann, so dreckig wie du bist! Ein anderes Mal gern, aber jetzt schau zu, dass du weiterkommst!" Und schon hatte sie ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen.

Wieder setzte sie sich auf die Ofenbank. Die Zeit verging. Schön langsam müsste er doch kommen, der liebe Gott! Und tatsächlich – da klopfte es wieder.
Also geschwind hin zur Tür: Vor ihr stand eine Bettlerin. „Ich bitte dich, lass mich bei dir ein bisschen aufwärmen", sagte sie. „Es ist gar so kalt heraußen! Und großen Hunger habe ich auch!" – „Nein, heute geht es beim besten Willen nicht", sagte die alte Frau, „zu mir kommt heute der liebe Gott zu Besuch. Da lass ich mir doch von dir das Haus nicht verstinken. Da hast du ein Stück vom warmen Strudel. Einen heißen Tee kannst du auch haben. Aber such dir woanders einen Platz. Ich bin nicht die Einzige, die eine warme Stube hat. Ein anderes Mal kannst du gerne wiederkommen, heute nicht." Und schon war die Tür wieder zu.
„Jetzt muss er doch bald kommen, der liebe Gott", sagte sich die alte Frau, als sie wieder auf der Ofenbank saß. Die Zeit verging und mit ihr der Tag. Da klopfte es wieder. Also einmal mehr auf und hin zu der Tür.
Da stand ein Bettelmusikant. „Darf ich dir eins aufspielen, gute Frau?", fragte der. „Der Wind bläst gar so kalt. Jetzt hat es auch noch zu schneien angefangen. Ich bitte dich, lass mich bei dir ein bisschen aufwärmen. Dafür spiel ich dir auch die schönsten Stücke!" – „Nein, nein, nein", sagte da die Alte. „Heute passt das gar nicht! – Der liebe Gott kommt heute zu mir zu Besuch. Alles ist geputzt und aufs Beste vorbereitet. Schau dich an, wie nass und wie dreckig du bist. Dein Geruch ist auch nicht der feinste. Stell dir vor, wenn der liebe Gott kommt und dich da findet. Da vergeht ihm glatt der Appetit!"
Sie drückte dem Mann noch ein Stück Lebkuchen in die Hand und schenkte ihm einen ordentlichen Schluck Schnaps ein, dann war die Tür wieder zu.

Langsam wurde es finster. Die alte Frau saß müde und erschöpft auf der Ofenbank. Sie spürte, wie ihr der Kachelofen den Rücken wärmte. Das tat gut. „Wann kommt er denn nur, der liebe Gott?", fragte sie sich. Da ging ihr ein Schläfchen zu. Wohlig glitt sie hinüber ins Reich der Träume und wer kam ihr da unter: der liebe Gott!

Jetzt war die alte Frau empört: „Also alles was recht ist, lieber Gott!", schimpfte sie. „Gestern hast du mir versprochen, dass du mich besuchen kommst – und was war? Nichts!"
„Wie meinst du das?", fragte der liebe Gott.
„Als lieber Gott darfst du doch keine leeren Versprechungen machen!", schimpfte die alte Frau.

„Und lügen darfst du erst recht nicht! – Ich habe mir solche Mühe gegeben, habe alles aufs Beste vorbereitet, geputzt und gekocht. – Und wer kommt nicht? Du!“
„Was heißt, ich hätte dich nicht besucht?“, meinte da der liebe Gott. „Drei Mal bin ich bei dir gewesen – aber du hast mich ja nicht hineingelassen!“
In der Früh ging der alten Frau beim Munterwerden der Traum immer noch durch den Kopf: Drei Mal hatte sie der liebe Gott besucht und sie, sie hatte ihn nicht ins Haus gelassen! Wie konnte sie nur so herzlos und dumm sein – und das Offensichtliche nicht sehen?
Auf der Stelle beschloss sie, es künftig besser zu machen.

Wenn fortan jemand vor ihrer Tür stand und um etwas zu essen, zu trinken oder um einen Platz zum Aufwärmen bat, dann gab sie – und das reichlich!
„Wer weiß, vielleicht ist es ja der liebe Gott!“, sagte sie sich. „Und wer will schon den lieben Gott mir nix dir nix vor der Tür stehen lassen?“

Ja, und wer weiß, wie oft der liebe Gott wirklich noch zu ihr auf Besuch kam.

Helmut und Ursula Wittmann aus: Das Geschenk der zwölf Monate, illustriert von Agnes Ofner, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien



Unsere Sonne

Vor langer, langer, sehr, sehr langer Zeit, da hatten die Götter und Göttinnen eine Menge Sonnen geschaffen und sie hinaus ins All geschickt, damit sie überall Licht und Wärme verbreiten sollten. Die Sonnen aber taten, was sie wollten: Sie sammelten sich an einem Fleck, waren beisammen und freuten sich ihrer gegenseitigen Gesellschaft. Sie feierten, sangen, tanzten … und erzählten einander Geschichten.

Die Göttinnen und Götter waren damit gar nicht zufrieden. Die Götterbotin schlug vor, zu den Sonnen zu reisen und ihnen ins Gewissen zu reden. Aber die anderen hatten Zweifel. Wie sollte sie die Sonnen dazu bringen, sich voneinander zu trennen und ihre Aufgabe zu erfüllen?

Schmunzelnd machte sich die Götterbotin dennoch auf den Weg. Als sie nach langer Reise am Ort der großen Helligkeit anlangte, trat sie mitten in die Versammlung der Sonnen.

„Wollt ihr eine neue Geschichte hören?“, fragte sie. Und die Sonnen, denen der Stoff langsam ausging, stimmten begeistert zu.

„Vor langer, langer, sehr, sehr langer Zeit“, so begann die Götterbotin, „lebten einmal in einem finsteren, dunklen Winkel des Universums Wesen, die waren recht liebenswürdig. Jedes von ihnen hatte zwei Beine, zwei Arme, zwei Ohren, zwei Augen, eine Nase, einen Mund und ein bisschen Fell auf dem Kopf. Sie lebten in Kälte und Finsternis, sodass sie unentwegt froren. Außerdem stolperten sie immer wieder über etwas und taten sich weh. Es war ein quälendes Dasein und manchmal sehnten sie sich danach, dass ihr Leben anders und leichter wäre. Singen und Erzählen konnten sie und das war es, was ihnen etwas Hoffnung machte. So froren und hofften sie lange, lange Zeit, aber nichts geschah.“

„Das ist ja schrecklich!“, platzte da eine sehr kleine Sonne heraus. „Kann man denn gar nichts machen, um der Geschichte eine Wendung zu geben?“

„Doch“, erwiderte die Götterbotin verschmitzt. „Eine Sonne – es kann auch eine ganz kleine sein – müsste dorthin reisen und sich an jenem Ort aufhalten. Ja, sie müsste einfach nur dort sein, dann würde es diesen Wesen mit den zwei Beinen, den zwei Armen, zwei Ohren, zwei Augen, der einen Nase, dem einen Mund und dem bisschen Fell auf dem Kopf bald sehr viel besser gehen. Sie hätten es wohlig warm und brauchten nicht mehr zu frieren. Sie hätten es hell und könnten im Licht alles sehen und erkennen, sodass sie sich nicht mehr an Steinen und Bäumen stoßen würden. Sie könnten tanzen und in Freude leben, wie sie es schon lange Zeit gehofft hatten …“

Die kleine Sonne war verblüfft und entschlossen zugleich. Sie nahm Abschied von ihren Freundinnen und reiste den weiten, weiten Weg bis in jenen abgelegenen, dunklen Winkel des Universums.
Seitdem wohnt sie hier und gibt Tag für Tag den Wesen mit den zwei Beinen, den zwei Armen, zwei Ohren, zwei Augen, der einen Nase, dem einen Mund und dem bisschen Fell auf dem Kopf Licht und Wärme – unsere Sonne.

Margarete Wenzel aus: Es war 1001 Mal, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Da lachte die Fee!

Vor langer, langer Zeit, war's gestern oder war's heut, da lebte einmal ein Bauer. Der hatte zusammen mit seiner Frau und seiner alten Mutter ein hartes Leben. Trotz aller Mühe und Arbeit reichte es gerade zum Nötigsten. Oft war Schmalhans Küchenmeister.

Einmal ging der Bauer im späten Herbst in den Wald, um einen Baum zu fällen. „Ach", seufzte er, „warum kann das Leben nicht ein wenig leichter sein. Immer nur schuften, schuften, schuften. Und was schaut dabei heraus – nichts als das nackte Überleben." Schweren Schrittes stapfte er hinauf in den Bergwald.

Na ja, immerhin war der Baum, den er fällen wollte, groß und mächtig. Dafür würde er gutes Geld bekommen. Das würde das Leben wieder ein klein wenig leichter machen.
Beim Baum angekommen, packte der Bauer das Werkzeug aus. Er nahm die Hacke und holte damit aus, als ob er den Baum mit einem Hieb umhauen wollte.



In diesem Moment aber ging der Baum vor ihm auf. Eine wunderschöne Frau kam zum Vorschein: Das war eine Fee! „Halt ein!", rief sie. „Schlag den Baum nicht um! Verschone ihn! Der Baum ist mein Zuhause!"

Der Bauer war baff. Er stand da, fassungslos, wie vom Blitz getroffen. „Na, wenn das so ist ...", stammelte er, „... dann ... dann verschone ich ihn halt, den Baum. Aber wir bräuchten halt das Geld!"
„Hör zu, Bauer", beruhigte ihn die Fee, „was du tust, soll nicht umsonst geschehen. Dafür, dass du meinen Baum verschonst, gebe ich dir die Kraft, dass dir ein Wunsch in Erfüllung geht. Gleich, was du dir wünschst!"

Der Bauer musste das alles erst fassen. Er brauchte Zeit, Zeit zum Nachdenken. „Da habe ich aber eine Bitte!", sagte er. „Das alles will gut überlegt sein. Gib mir dafür ein wenig Zeit!"
„Gut", sagte die Fee, „das ist ein weiser Vorschlag. Komm in drei Tagen wieder und sag mir, was du dir wünschst. Das wird dann erfüllt werden."
Im nächsten Moment stand der Baum wieder da wie eh und je. Von einer Fee war nichts mehr zu sehen. Der Bauer aber packte sein Werkzeug wieder zusammen und machte sich auf den Heimweg. Dabei überlegte er die ganze Zeit: Was sollte er sich wünschen?

Ein Schloss mit prächtigen Schätzen und einer großen Dienerschaft wäre verlockend. Oder doch lieber einen imposanten Gutshof mit viel Vieh und viel Grund? Damit hätte man immer ein gutes Leben, und gesund wäre es wohl auch!

Zuhause angekommen war er immer noch in Gedanken versunken. „Mein lieber Mann, du bist heute aber früh zurück!", meinte seine Frau.
„Liebe Frau, du wirst es nicht glauben, was heute geschehen ist", sagte er mit leuchtenden Augen, und doch ist es wahr!"
Drauf erzählte er ihr von dem Baum, von der Fee und von dem Wunsch. „Und jetzt überlege ich schon die ganze Zeit, was wir uns wünschen sollen, damit wir ein gutes Leben haben: Vielleicht ein prächtiges Schloss oder einen stattlichen Gutshof?"

„Was sagst du? Wir haben einen Wunsch frei? Der wird erfüllt – gleich was es ist – und du, du denkst nur an Geld und Gut?", hakte seine Frau ein. „Das ist doch ganz klar, was wir uns wünschen: Ein Kind möchte ich! Endlich kann unser sehnlicher Wunsch nach einem Kind erfüllt werden! Gibt's denn etwas Schöneres?"

„Aber nein, Frau, überleg doch einmal", meinte der Mann, „wir haben selber kaum genug zum Beißen – und du willst ein Kind? Wie sollen wir denn auch noch ein Kind durchbringen? Da leiden wir doch alle miteinander Hunger und Not."
„Nein", gab die Frau zurück, „es heißt doch: Schickt der Herrgott das Haserl, so schickt er auch das Graserl! Wenn wir erst das Kind haben, wird sich schon alles finden. Und ich möchte ein Kind!" Sie setzte sich hin und weinte bitterlich.

Da kam die alte Mutter des Bauern herein. „Was hast du denn?", fragte sie die junge Bäuerin, „warum weinst du?"

„Ach, es ist wegen deinem Sohn", klagte die Junge, „jetzt könnte mein Wunsch nach einem Kind endlich in Erfüllung gehen. Aber er, er denkt nur an Geld und Gut." Drauf erzählte sie der alten Frau von dem Baum, von der Fee und dem Wunsch.
Da wurde die Alte ganz ernst und meinte bitter: „Ja, so seid ihr! Ihr denkt immer nur an euch! – Ich spüre, dass ich auf meine alten Tage blind werde. Mehr und mehr lässt mein Augenlicht nach. Soll ich denn blind in die Grube rumpeln? Nein! Ich

möchte wieder sehen – und zwar klar und deutlich. Jetzt könnte mir der Wunsch erfüllt werden. Aber wer kümmert sich um eine alte Frau, für die es dunkel wird im Leben.“ Sie setzte sich auf die Ofenbank und weinte ebenfalls bitterlich in sich hinein.

Der Bauer wusste jetzt überhaupt nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Was sollte er nur tun?
In seiner Not ging er an die frische Luft, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen – hinaus in den Wald. Dort setzte er sich unter einen Baum. Bald darauf war er eingeschlafen.

Als er wieder munter wurde, musste er kurz überlegen: Wo und warum war er denn da? Ach ja, der Wunsch!

Und in diesem Moment wusste er, wie er es angehen musste. Gleich machte er sich auf zum Baum. Dort klopfte er sacht gegen den Stamm. Da ging der Baum auf. Die Fee kam wieder zum Vorschein. „Weißt du jetzt, was du dir wünschst?“, fragte sie ihn. „Ja“, sagte er bestimmt, „ja, das weiß ich ganz genau.“
„Dann sprich!“, sagte die Fee.
„Hör zu!“, sagte er entschlossen. „Ich wünsche mir, dass meine alte Mutter mit bestem Augenlicht und klarem Blick zuschaut, wie meine liebe Frau unser neugeborenes Kind voll strahlender Gesundheit in eine Wiege aus Gold, Edelsteinen und Diamanten legt!“ Da lachte die Fee.
„Gut“, meinte sie, „so soll es sein!“

Und genauso war es auch. Sie haben das Ziel ihrer Wünsche erreicht, heißt es. Geb’s Gott, dass wir es auch erreichen!

Helmut und Ursula Wittmann aus: Das Geschenk der zwölf Monate, illustriert von Agnes Ofner, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Der Geist der Erde

Noch bevor es Menschen gab, lebte der Geist der Erde ganz allein in seinem Dorf. Er hatte genug zu essen. Er hatte genug zu trinken. Er hatte genug Tabak zu rauchen. Dennoch saß er oft da und war unfroh. Etwas fehlte ihm.

Eines Tages ging er hinaus aufs Feld. Dort wuchs ein großer Baum mit Kola-Nüssen. Er packte den Baumstamm und rüttelte daran. Unzählige Kola-Nüsse prasselten herab. Er hob davon so viele auf, wie er tragen konnte, und schleppte sie zum Dorfplatz. Dort legte er sie hin, ging um den Haufen herum, sah ihn sich genau an, wiegte besorgt den Kopf, schüttelte ihn und ging wieder aufs Feld hinaus. Er sammelte alle Kola-Nüsse auf, die noch herumlagen, und trug sie ebenfalls auf den Dorfplatz. Der Haufen Kola-Nüsse war nun viel höher und breiter geworden. Prüfend umkreiste ihn der Geist der Erde. Er war noch immer nicht zufrieden. Also ging er ein drittes Mal aufs Feld hinaus. Er schüttelte den Kola-Baum mit aller Kraft und abermals prasselten Nüsse in großer Menge herab. Sie alle klaubte der Geist der Erde auf und trug sie ins Dorf. Nun war der Haufen Kola-Nüsse sehr groß und der Geist der Erde wirkte endlich zufrieden.

Doch dann machte er sich erst recht ans Werk.
Er schleppte alle Kola-Nüsse hinunter zum Meer. Dort lag sein schönes Boot, aus Holz geschnitzt und bunt bemalt.
Als alle Kola-Nüsse im Boot waren, war kaum mehr Platz für den Geist der Erde. Er zwängte sich dennoch hinein und pfiff. Ein Krokodil paddelte herbei. Der Geist der Erde legte ihm ein Zaumzeug um. Auf seinen Befehl hin zog es das Boot weit hinaus aufs Meer, so weit, bis das Festland nur noch eine Ahnung am Horizont war.
Da nahm der Geist der Erde eine Kola-Nuss, hauchte sie an, sprach: „Werde ein Mensch!“ und warf sie ins Wasser, in Richtung Festland. Die Nuss schwamm davon. Der Geist der Erde schaute kurz hinterher, griff dann nach der nächsten Nuss, hauchte sie an, sprach: „Werde ein Mensch!“ und warf sie ins Wasser. So tat er es mit jeder Nuss im Boot. Wie eine Herde schwammen sie dahin. Von fern sahen sie aus wie Lebewesen, von denen beim Schwimmen nur die Köpfe über Wasser waren.

Endlich war der Geist der Erde fertig. Keine Nuss war mehr bei ihm. Er pfiff das Krokodil herbei, damit es ihn im Boot zurück zum Festland zog. Und das war jetzt unglaublich leicht, denn was wiegt schon ein Geist? Sie erreichten das Ufer. Der Geist der Erde verabschiedete sich vom Krokodil und stieg aus dem Boot. Er sah am Ufer die Menschen stehen, Kinder, Frauen und Männer. Sehr viele waren es. Sie winkten ihm zu und riefen „Hallo, hier bin ich!“, „Und hier bin ich!“, „Ich bin hii-ier!“, „Hallo, siehst du mich?“, „Hallo ich bin‘s!“, „Hallo, Geist der Erde, willkommen zurück!“, „Hier bin ich, schön, dass du da bist!“ ...

Alle miteinander gingen sie hinauf ins Dorf, entfachten ein Lagerfeuer und kochten Maisbrei. Dann aßen und tranken sie genüsslich. Als sie satt und zufrieden waren, stopfte der Geist der Erde seine Pfeife, entzündete sie, schmauchte ein wenig und reichte sie weiter. Sie rauchten die Pfeife, reichten sie im Kreis herum und dann begannen sie, jede Menge Geschichten zu erzählen.

Seitdem ist der Geist der Erde nie mehr allein und langweilig ist ihm auch nie mehr. Und wenn sie nicht aufgehört haben, dann sind sie jetzt noch beim Lauschen und Geschichten-Erzählen.

Margarete Wenzel aus: Es war 1001 Mal, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Der junge Alte

Einst gab es eine Königin, die so weise und umsichtig herrschte, dass eine Zeit des Glücks in ihrem Reich anbrach. Sie hatte die Angewohnheit, alleine durchs Land zu reiten, um zu erfahren, was die Menschen sprachen, und zu verstehen, was sie brauchten. Eines Tages war sie unterwegs und kam dabei an den Rand eines Waldes.

Dort sah sie einen sehr alten Mann bei der Arbeit. Als sie näher kam, erkannte sie, dass er dabei war, Bäume zu pflanzen. Doch er grub keine Fichten ein, die schnelles Holz und rasches Geld bringen. Nein, der Greis pflanzte eine Eiche, einen Holzapfelbaum, eine Esche, eine Linde ... und noch manch anderen Baum.

Die Königin wunderte sich darüber, denn sie wusste, wie lange diese Bäume brauchen, um zu wachsen. So stieg sie vom Pferd, grüßte freundlich und fragte den Alten: „Höre, was mühst du dich so ab? Du wirst nie im Schatten dieser Bäume sitzen können. Nie wirst du die Eicheln sammeln oder aus den Holzäpfeln Schnaps brennen. Nie wirst du die Eschenblätter an deine Ziegen verfüttern oder unter der Linde Hochzeit halten. Warum machst du dir die ganze Arbeit?“

Der Alte richtete sich langsam auf, schaute der Königin ins Gesicht und antwortete bedächtig: „Meine Königin, es ist so, wie es sein muss. Diejenigen, die vor mir kamen, haben die Bäume für mich gepflanzt und den Wald gehegt. Ich aber, ich pflanze sie für diejenigen, die nach mir kommen werden.“
Diese Antwort gefiel der Herrscherin. Weil sie eine Königin war, griff sie in ihre Tasche und schenkte dem alten Mann als Lohn für seine Weisheit ein ganzes Goldstück.

Dieser nahm es, verneigte sich und meinte: „Sieh, wie es mir ergeht! Die meisten Bäume tragen erst nach vielen Jahren Früchte. Diese hier habe ich eben erst gepflanzt und schon jetzt haben sie mir Ernte eingebracht.“

Da musste die Königin lachen und staunte noch einmal über die Klugheit des Alten. Weil sie oft wenig zu lachen hatte, schenkte sie dem Greis ein zweites Goldstück. Dieser verneigte sich daraufhin noch tiefer mit den Worten: „Meine Königin, wieder kannst du sehen, wie mein Leben verläuft. Die meisten Bäume tragen ja nur einmal im Jahr Früchte, diese hier haben mir heute schon zwei Mal zur Ernte verholfen.“

Die Herrscherin fragte ihn nun: „Wie alt bist du, guter Mann?“ Da antwortete er ohne zu zögern: „Zwölf Jahre alt.“ Die Königin runzelte die Stirn: „Wie kann das sein, du siehst aus wie ein Greis!“

Mit der Bedächtigkeit eines Menschen, der ein ganzes Leben hinter sich und nicht mehr so viele Jahre vor sich hat, erwiderte er lächelnd: „Ach, weißt du, es ist so: Unter deinem Vorgänger gab es Unrecht, Not und Krieg. Das war kein rechtes Leben. Erst seit du Königin geworden bist, herrschen hier Frieden, Wohlstand und Gerechtigkeit. Erst da hat mein Leben wirklich begonnen. Das aber ist gerade einmal zwölf Jahre her.“

Berührt von diesen Worten konnte die Königin nicht umhin, dem Alten ein drittes Goldstück zu schenken. Sie nickte dabei nachdenklich. Dann wandte sie sich zu ihrem Pferd, stieg auf und meinte zum Abschied: „Ich danke dir für deine Worte. Wenn ich länger hier bliebe, würde ich wohl noch mehr Weises hören und dir würde am Ende all mein Gold gehören.“

Frau Wolle aus: König Lichterloh, illustriert von Almuth Mota, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Der größte Schatz

Am Rande der Wüste lebten einst in einer Beduinensiedlung zwei Freunde mit Namen Nabek und Dagar. Sie kannten einander ihr Leben lang, waren zusammen aufgewachsen und ihre Zelte standen immer nebeneinander.

Nabek besaß ein wunderschönes Pferd. Es war dunkel wie die Nacht und leichtfüßig wie der Wüstenwind, dabei stark, mutig und wild. Oft ritt Nabek auf seinem Pferd durch die Wüste, auch nachts. Unter dem weiten, sternenübersäten Himmel ließ er dann manchmal das Tier laufen, so schnell es wollte. Die Freiheit und Freude, die er dabei empfand, waren sein kostbarstes Glück. Er behandelte das Pferd wie einen Schatz, mit Liebe und Sorgfalt.

Dagar sah Nabek oft reiten. Er wurde irgendwann von der Sehnsucht ergriffen, auch ein Pferd zu haben. Doch er wollte nicht irgendein Pferd, sondern eines wie dieses. Ja, und im Grunde wollte er nicht ein Pferd, das dem seines Nachbarn nur ähnelte, sondern er wollte Nabeks Pferd besitzen.

Aus der Sehnsucht wurde ein Wunsch, aus dem Wunsch wurde mit der Zeit Verlangen, und schließlich war Dagar von den Gedanken an das schöne Tier wie besessen. Tag und Nacht träumte er davon, kein Essen schmeckte ihm mehr, kein Schlaf erquickte ihn, nichts erfreute ihn, er musste dieses Pferd haben.

So sammelte er seine Münzen zusammen, ging mit einem ledernen Beutel zu seinem Freund und Nachbarn und bot ihm all sein Geld.

Nabek lachte verwundert: „Was bringt dich auf den Gedanken, mein Pferd sei zu verkaufen? Du weißt doch, wie kostbar es für mich ist und, dass ich es über alles liebe."

Doch Dagar meinte: „Ich kann noch mehr Geld bringen, so viel wie du nur möchtest, doch ich bitte dich, schick mich nicht fort, verkaufe es mir." So ging es eine Weile hin und her, bis er einsehen musste, dass Nabek das Tier für kein Geld der Welt hergeben würde.

Dagar ließ der Gedanke an das Pferd aber nicht mehr los. Eines Nachts, als es sehr dunkel war und auch der Mond die Wüste nicht mehr erhellte, ersann er schließlich einen Plan.

Er stand in der nächsten Nacht auf, bedeckte sein Gesicht mit Lehm, wickelte sich in Lumpen und zog einen Mantel mit Kapuze an. So verhüllt legte sich Dagar dort in der Wüste auf den Boden, wo Nabek oft im Morgengrauen vorüberritt. Er lag da, hörte, wie der frühe Tag begann, und endlich vernahm er auch Hufschläge auf der Erde, die rasch näher kamen.

Nabek sah schon von Weitem ein Bündel im Sand liegen, erkannte, als er näher kam, dass es ein Mensch war, und hörte schließlich ein Stöhnen. So dachte er, dass sich jemand in der Wüste verirrt habe, am Verdursten und in Not sei. „Ich muss ihn gleich in die Siedlung bringen, er wird Wasser und Hilfe brauchen."

Nabek stieg ab und hob den Mann auf sein Pferd, um ihn ins Dorf zu bringen. Doch kaum saß der Fremde im Sattel, richtete er sich auf, trieb das Tier an und ritt ein Stück davon. Er riss sich dabei die Kapuze vom Kopf und rief triumphierend: „Ich bin es, Dagar, und dein Pferd ist jetzt mein!" Nabek rührte sich nicht. Er stand da, wie zu Stein erstarrt. Dagar wartete auf einen zornigen Ruf und darauf, dass der Betrogene versuchen würde, seinen Besitz wiederzubekommen.

Doch nach einer Weile sagte Nabek nur: „Es ist wahr, das Pferd gehört jetzt dir. Ich muss darum trauern und auch um unsere Freundschaft. Doch ich habe noch eine Bitte an dich."

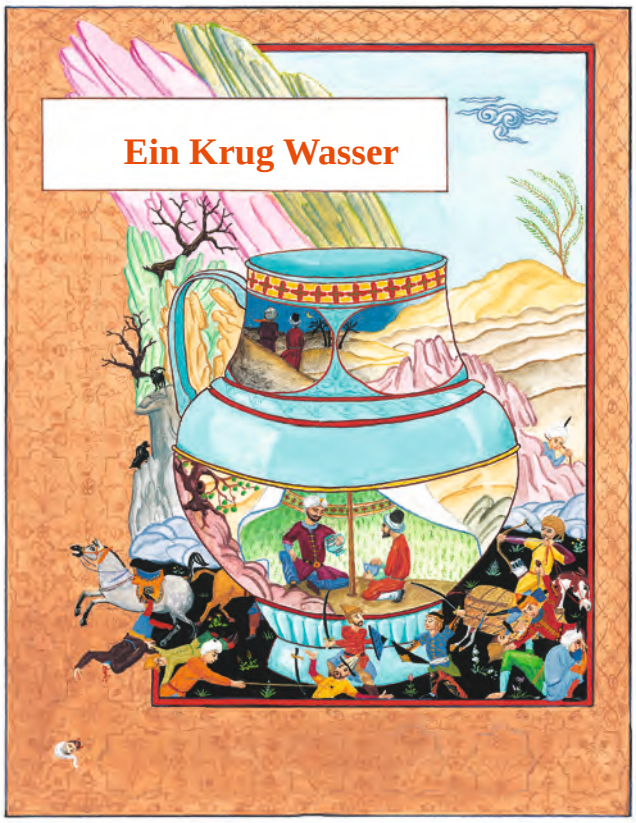
Misstrauisch und darauf bedacht, seinem Nachbarn nicht zu nahe zu kommen, fragte Dagar: „Was willst du denn?"

„Bitte erzähle niemandem jemals, wie du zu diesem Tier gekommen bist. Wenn diese Geschichte die Runde macht, könnte sie viel Schaden verursachen. Denn höre, das nächste Mal, wenn einer jemanden in Not sieht, denkt er vielleicht zwei Mal nach und zögert, ehe er ihm hilft. Das Vertrauen zwischen uns ist der größte Schatz, den wir in der Wüste besitzen können. Wenn die Menschen beginnen, ihr Mitgefühl anzuzweifeln, wird großer Schaden entstehen und vielleicht sogar jemand sein Leben verlieren. Deshalb bitte ich dich, niemals zu erzählen, was du heute getan hast."

Auf diese Worte wurde Dagar ganz still. Für eine Weile schien es, als würde selbst der Wüstenwind schweigen. Nach einiger Zeit senkte er den Kopf, stieg vom Pferd, nahm es bei den Zügeln und brachte es zu Nabek zurück: „Verzeih mir."

An diesem Abend teilten die beiden ihr Essen miteinander und tranken dabei auf die Freundschaft und das Mitgefühl.

Frau Wolle aus: König Lichterloh, illustriert von Almuth Mota, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien



Der berühmte Harun al Rashid war im 9. Jahrhundert Kalif von Bagdad. Er ist vor allem denen landauf und landab bekannt, die Geschichten erzählen, denn es gibt viel zu berichten über seine Erlebnisse, seine Gedanken, seine Fragen, seine Suche nach Weisheit und Wahrheit.

Harun al Rashid hatte einen Narren und Diener, ja einen Freund, der in manchen Geschichten ebenfalls auftaucht. Sein Name ist Bahloul. Als Narr und Freund konnte er dem Kalifen zuweilen jene Dinge sagen, die ein anderer nicht auszusprechen gewagt hätte.

Eine Geschichte erzählt, wie Bahloul zum Narren Haruns wurde: Eines Tages kam er an den Hof und sah den Thron des Herrschers dort stehen. Blitzschnell setzte er sich darauf und fast ebenso rasch wurde er von den Dienern des Kalifen wieder heruntergezerrt. Sie peitschten ihn im Hof des Palastes aus. Danach saß der Geschlagene weinend und klagend auf der Erde und schien sich gar nicht mehr beruhigen zu können. Schließlich hörte Harun al Rashid selbst den Lärm. Er erfuhr die ganze Geschichte und ging zu dem seltsamen Mann. „Schmerzen die Schläge denn immer noch?“, fragte er ihn.

Dieser antwortete: „Ich weine ja schon lange nicht mehr über die Schmerzen, die ich habe. Ich weine deinetwegen.“
Verwundert wollte Harun wissen: „Meinetwegen?“

„Ja“, erklärte Bahloul. „Höre: Ich bin nur wenige Augenblicke auf diesem Thron gesessen und du siehst, wie es mir ergeht. Wie viel schlimmer wird eines Tages dein Schicksal sein, da du so viele Jahre darauf verbringst!“

Harun musste nach diesen Worten lachen und nachdenken zugleich.

Es ist die Kunst der wahren Narren, einem Mächtigen zu Lachen und zu Erkenntnis zu verhelfen. Der Kalif beschloss, diesen eigenartigen Menschen bei sich zu behalten. Auf diese Weise wurde Bahloul sein Narr und Diener.

In jungen Jahren, als er noch nicht lange herrschte und lange bevor Harun al Rashid der berühmte Kalif wurde, der er heute ist, war er darauf aus, seinen Einfluss zu erweitern. Deshalb führte er zahlreiche kleine Kriege, focht mancherlei Kampf aus und schlug Schlachten, um sein Reich hier und dort ein wenig zu vergrößern.

Es wird erzählt, dass er einmal mit seinem Gefolge am Rande einer Wüste lagerte. Nach einem langen Tag voller Kampf und Blutvergießen kehrte er staubig und durstig zu seinem Zelt zurück. Dort erwartete ihn Bahloul mit einem kleinen Krug kühlen Wassers. Der Herrscher trank ihn in einem Zug aus.

Sein Diener reichte ihm einen zweiten Krug mit den Worten: „Darf ich dich etwas fragen?“
„Gewiss“, antwortete der Kalif.

Bahloul sprach: „Wenn wir beide uns in der Wüste verirrt, einen ganzen Tag lang keinen Schluck getrunken hätten und ich wüsste einen Weg, einen solchen Krug Wassers, wie du ihn eben genossen hast, für dich zu beschaffen und dich dadurch vor dem qualvollen Verdursten zu bewahren – was würdest du mir zum Dank dafür geben?“

Da musste Harun nicht lange nachdenken:
„Wenn du mir auf diese Weise das Leben gerettet hättest, würde ich dir dafür mein halbes Reich schenken.“

Die beiden gingen ins Zelt, setzten sich auf Kissen, aßen, tranken Tee und unterhielten sich. Dann bereitete Bahloul noch mehr Minztee und sie unterhielten sich noch eine Weile. Das ging so, bis sie irgendwann ein Bedürfnis überkam, das sie hinaus in die Wüste gehen ließ. Hinter einer Düne standen die beiden im Licht des Mondes und der Sterne nebeneinander, wie es Männer zuweilen tun, und wurden los, was sie nicht mehr brauchten.

„Harun, darf ich dich etwas fragen?“, begann Bahloul.
„Frag nur!“, antwortete Harun.

„Stell dir vor, du hättest eine Krankheit, die es dir unmöglich macht, Wasser zu lassen, so wie wir es hier tun. Du wärst davon bedroht, einen elenden, schmerzhaften Tod zu sterben. Ich aber, ich würde ein Kraut kennen, das dich heilen kann. Was würdest du mir für eine solche Rettung geben?“

„Wenn du mir einen so schmachvollen Tod erspart hättest, würde ich dir mein halbes Reich dafür geben!“

Der Diener nickte nachdenklich. Dann kehrten die beiden schweigend ins Zelt des Herrschers zurück.

Da sprach Bahloul: „Harun, für einen Krug Wasser und für die Möglichkeit, ebendieses Wasser auch wieder loszuwerden, würdest du dein ganzes Reich hergeben. Dafür, dass ebendieses Reich ein wenig größer wird, bist du bereit, morgen abermals das Blut so vieler tapferer Männer zu vergießen? Das Leben so vieler Männer zu beenden, die noch Jahre vor sich und viel Liebe zu verschenken hätten?“

Es wird erzählt, dass Harun al Rashid die ganze Nacht über die Worte seines weisen Narren grübelte. Es wird berichtet, er sei am nächsten Morgen nicht in die Schlacht gezogen, sondern habe den Frieden verhandelt. Und es heißt, dass er erst nach dieser Nacht zu dem weisen Kalifen geworden ist, über den wir noch heute Geschichten erzählen.

Frau Wolle aus: König Lichterloh, illustriert von Almuth Mota, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Die alte Frau und der Tod

Es war einmal eine alte Frau, die lebte ein wenig abseits vom Dorf ein behagliches Leben. Sie aß gut, trank gut und ging einmal in der Woche hinunter ins Dorf, um sich zu unterhalten und den neuesten Klatsch und Tratsch zu erfahren.

Eines Morgens pochte es dröhnend an ihre Tür. Sie öffnete und schaute erstaunt.

„Was willst du denn hier?“, fragte sie. „Ich habe dich nicht gerufen.“
„Das macht nichts“, antwortete der Tod. „Komm mit.“
„Hmm“, sagte die Alte. Sie lächelte so vertrauenerweckend, als könnte sie kein Wässerchen krümmen und kein Härchen trüben.
„Wenn es sein soll, dann will ich schon mitkommen, aber du wirst verstehen, da du einfach so unangemeldet daherkommst, dass ich noch einige Kleinigkeiten zu erledigen habe, bevor ich mit dir in dein Reich gehe. Ich habe wirklich lange gelebt. Da ist freilich das eine oder andere noch nicht fertig und es wäre nicht recht, mich aus dem Staub zu machen, bevor ich das erledigt habe. Wenn du morgen kommst, will ich alles bereit haben.“

Bei dieser langen Rede war es dem Tod schon quälend ungeduldig zumute geworden.

„Also gut“, sagte er, „bring die paar Dinge zu Ende. Einen Tag will ich dir schenken.“ Damit wollte er weiter, aber die Alte hielt ihn zurück.

„Hör mal, in meinem hohen Alter bin ich schon ein wenig vergesslich geworden. Kannst du mir bitte aufschreiben, wann du kommst, bloß damit ich es nicht vergesse und auch beizeiten bereitstehe?“
Seufzend griff der Tod mit seiner hageren Hand nach einem Stück Kreide und schrieb mit sauberen, abgezirkelten Buchstaben an die Tür der Hütte: morgen.
Dann ging er seiner Wege.

Die Alte tat, wie sie jeden Tag zu tun pflegte.

Es wurde dunkel, es wurde hell.
Es klopfte an die Tür: „Bamm, bamm, bamm.“ Drei harte Schläge.

„Was willst du denn hier?“, keifte die Alte, als sie dem Tod gegenüberstand.
„Werd nicht frech!“, knurrte dieser und richtete sich zu übermenschlicher Größe auf. „Wir haben, wie du wissen solltest, vereinbart, dass du heute ohne Widerspruch mit mir mitgehst.“
„Heute? Mein Lieber, du scheinst vergesslicher zu sein als ich. Aber zum Glück haben wir es ja schriftlich“, und sie zeigte auf ihre Tür.
Der Knochenmann schaute, las und machte sich verlegen davon.

Es wurde dunkel, es wurde hell.
Als das Pochen an der Tür ertönte, ließ sich die Alte mit dem Öffnen Zeit.

„Nun“, sprach sie dann, geduldig wie mit einem Kranken, „was willst du denn heute schon wieder? Ich habe dir doch gestern schon gesagt, dass du morgen kommen sollst.“
Dagegen wusste der Tod nichts zu erwidern. Er gab es auf und ging seiner Wege.

So geschah es von nun an jeden Tag und wenn keiner der beiden genug davon bekommen hat, geschieht es so noch heute.

Margarete Wenzel aus: Es war 1001 Mal, Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Wie kommt die Rakete auf das Osterei?

Im Dorf der Osterhasen herrschte große Aufregung! Gestern Abend war die große Eierlieferung für Ostern eingetroffen und jetzt das!
Über Nacht hatte sich im ganzen Dorf eine schlimme Grippe ausgebreitet. Sämtliche Hasen klagten über Kopfweh, Fieber und Gliederschmerzen.



Kaum einer konnte mehr seine Arme oder Beine bewegen. Farben und Pinsel standen bereit, aber an ein Färben und kunstvolles Verzieren der Eier war gar nicht zu denken. Was tun?
Nach kurzer Beratung schickten die Osterhasen die flinke Maus mit einem Hilferuf durch den Wald: „Künstler, Maler und Anstreicher gesucht!“
Am nächsten Morgen versammelten sich viele Tiere des Waldes im Osterhasendorf und umringten das Krankenbett des Oberosterhasen Hugo.
„Worum geht es, wie können wir helfen?“, fragte das Eichhörnchen.
„Ostern steht vor der Tür“, jammerte Hugo, „die Christen feiern ihr höchstes Fest, und wir liefern dazu seit Jahrhunderten bunt verzierte Ostereier!“„Und was feiern die Menschen zu Ostern?“, fragte das Eichhörnchen.
„Sie feiern, dass Jesus von den Toten auferstanden ist.“
„Was haben denn die Eier damit zu tun?“, fiepste die Maus.
Da mischte sich stolz die Henne ein, die sich von einem nahen Bauernhof hierher verirrt hatte: „Bei allen Völkern gilt das Ei als Symbol des Lebens. Aus dem scheinbar toten Ei schlüpft ein Küken – also neues Leben. So ist das Ei auch ein Zeichen der Auferstehung.“
„Genau“, meinte Hugo, „und um die vielen Familien nicht zu enttäuschen, müsst ihr uns heuer vertreten.“

„Dann sollten wir uns besonders bemühen“, brummte der Dachs und jedes Tier rüstete sich mit Farben und Pinsel aus und schnappte sich einen Korb voller Eier.
Das flinke Eichhörnchen überlegte nicht lange und pinselte in knalligen Farben „Jesus lebt“ auf das Ei und weil es sich selber aus ganzem Herzen über diese Botschaft freute, malte es gleich noch ein paar Herzen in bunten Farben dazu.



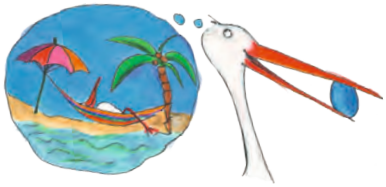
Der Marder brauchte zuerst einmal eine Nachdenkpause. „Jesus ist auferstanden von den Toten und aufgefahren in den Himmel“, grübelte er vor sich hin, „da wird er wohl ein entsprechendes Fahrzeug gebraucht haben.“
Und schon zeichnete er eine Rakete auf das Ei.



Die Eule schüttelte nur nachsichtig den Kopf darüber. Von der alten Buche aus, in der sich ihre Wohnung befand, konnte sie direkt auf den Kirchplatz blicken. Jedes Jahr sah sie mit an, wie der Priester in der Osternacht am Osterfeuer die Osterkerze angezündet hat. So wusste sie: „Die Kerze ist das Zeichen für Christus, das Licht, das unser Leben hell macht!“
und wählte als Motiv für ihre Eier eine schöne Osterkerze.



Der Storch, der viel herumkam, hatte eine genaue Vorstellung:



Wenn es hier um das Paradies ging, war für ihn klar, dass Palmen, Strand und Sonnenschirm auf die Eier gehörten.

Der Pfau war ein richtiger Künstler und schrieb in schönster Zierschrift mit einer Feder nur ein einziges Wort:



Das heißt so viel wie „Lobpreist den Herrn!“
Der freche Spatz wollte zu Ostern auch einmal ganz wichtig sein und bemalte kurzerhand ein Spatzenei. Das war so klein, dass er nur F. O. darauf pinseln konnte. „Es wird wohl jeder kapieren, dass das die Abkürzung für Frohe Ostern ist“, dachte er und schmuggelte das Vogelei ganz vorsichtig zu den anderen.



Der Dachs war schon sehr betagt, er konnte kaum noch etwas sehen, und auch mit dem Hören stand es nicht zum Besten, aber mitmachen wollte er unbedingt. Irgendwie schnappte er auf, dass es um Jesus ging und malte erstaunlich gut erkennbar eine Krippe auf die vor ihm ausgebreiteten Eier.



Schließlich hatten alle ihre Kunstwerke beendet, die Eier wurden liebevoll in Nester gelegt. Es versteht sich von selbst, dass die „Künstler“ natürlich auch bei der Auslieferung mithalfen.
Die Kinder staunten nicht schlecht, was da heuer in ihren Osternestern lag. Die Kunstwerke sprühten vor Leben und schauten – zumindest teilweise – ein wenig nach Paradies und Auferstehung aus.



In der Familie Bertel fiel dem kleinen Lukas sofort das kleine „Spatzenosterei“ in seinem Nest auf. Neugierig nahm er es heraus, schaute es genau an und rannte damit gleich darauf zum Großvater: „Schau Opa“, rief er ganz aufgeregt, „das hat der Osterhase extra für dich ins Nest gelegt! Hier steht‘s: ‚F. O.‘ Das heißt sicher ‚Für Opa‘.“
Außerdem gefiel ihm das Raketenei so gut, dass er noch Jesus mit einem Heiligenschein ins Cockpit dazumalte und sich das Ei neben dem Bett aufstellte.
Und seine Oma, die jedes Jahr behauptete, sie hätte in der Früh den Osterhasen im Garten vorbeihuschen gesehen, sagte heuer gar nichts. In der Osternacht hatte sie nämlich geträumt, dass ein Fuchs mit einem Korb voller Ostereier durch den Garten geschlichen wäre. Komisch. Oder?

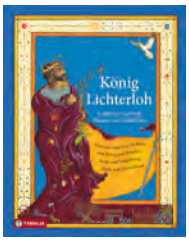
R. Kleissner/Illustration R. Betz



Die vorliegende Geschichtensammlung ist im Rahmen unseres Projekts „Gutes Leben“ entstanden. Mit diesem Projekt liefern wir teilnehmenden Familien jedes Jahr per App oder „Gutes-Leben-Mailversand“ kostenlos 6 Themenschwerpunkte nach Hause. Die darin enthaltenen Anregungen und Aktionsvorschläge dienen einzig und allein dazu, das Familienleben zu bereichern, und da gehören gute Geschichten eindeutig dazu!

Quellennachweis:

„Der Rabe und die Maus“, „Die Hamsterhöhle“ aus: Erwin Moser – Wunderbare Gute-Nacht-Geschichten ©2016 Verlag Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel; „Das Bett im Baum“ aus: Erwin Moser – Von sagenhaften Katzen und tollkühnen Bären ©2014 Verlag Beltz & Gelberg; „Die Riesenschnecke“ aus: Erwin Moser – Fantastische Gute-Nacht-Geschichten ©2011 Verlag Beltz & Gelberg. Seit 2014 gibt es in Gols das Erwin Moser Museum: www.erwinmoser.at; „Serafina, das Wunderkind oder Kabuddel-Kabimm“ von Hubert Flattinger, aus: Tiroler Vorlesebuch, HAYMON Verlag. Vom Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien zur Verfügung gestellt: aus König Lichterloh: „Die beiden Nachbarinnen“, „Der junge Alte“, „Der größte Schatz“, „Ein Krug Wasser“ erzählt von Frau Wolle, illustriert von Almuth Mota; aus: Das Geschenk der zwölf Monate: „Warum Gott die Zwetschgen …“, „Von der alten Frau …“, „Da lachte die Fee“: von Ursula, Heidemarie und Helmut Wittmann, Illustration Agnes Ofner; aus Tiroler Sagen: „Die heilige Notburga“, „Die Geisterkirche im Achensee“, „Die Opferkerze von Lavant“ und aus Wiener Sagen: „Die Speckseite im Roten Turm“ erzählt von Brigitte Weninger mit Bildern von Jakob Kirchmayr; aus: Neue Geschichten von Jana: „Kaugummikopf“, „Das Gewinner-Ei“ von Sarah Michaela Orlovský; aus: Es war 1001 Mal: „Unsere Sonne“, „Der Geist der Erde“, „Die alte Frau und der Tod“ von Margarete Wenzel/Anita Ortner. Die Seitenangaben zeigen an, welche Geschichte aus welchem Buch entnommen wurde.



S. 15/21–24



S. 16/17/19



S. 5



S. 2



S. 3/4



S. 12/14



S. 13



S. 8–11



S. 7



S. 18/20/24



Wir danken unseren Projektpartnern in Tirol:

Impressum: Kath. Familienverband Tirol, Riedgasse 9, 6020 Innsbruck; Illustrationen: Almuth Mota: Ranken S. 21; Margit Weiß: S. 12, Irmingard Jeserick: S.13

Gutes Leben – gute Geschichten

Band 3



Ein Buch ist ein Zauberteppich,
der dich woanders hinfliegt.

Jeanette Winterson

Inhaltsverzeichnis:

Kunterbunt für Kinder	Die Mäuse und der Uhu	2
	Die Spitzmaus sucht ein neues Zuhause	3
	Haifisch und Petermännchen	4
	Wolfsachen	5
	Brüllaffen	6
	Wenn große Weisheit auf kleine Klugheit hört	6
	Unter Pilzen	7
	Das Wintergoldhähnchen	8
	Die Geburt der Sterne	8
	Der Winterschlaf	9
	Das Einhorn	9
	Das Unkraut	9
	Der Träumer	10
	Der Zwischenfall	10
	Die Antwort	10
Märchen/Geschichten	Das Gastgeschenk	11
	Der gestreckte Tag	12
	Eine ganz besondere Krippe	13
	Die Größe des Fisches	14
	Der Segen des Brotes	14
	Milch für zwei	15
	Die drei Kaufleute	16
	Das Lied von dem, was wirklich ist	17
	Das letzte Fest	19
	Wenn‘s Veilchen dampft	20
	Unglaublich – aber wahr	22
	Vergelt‘s Gott im Himmel droben	23
	Drei Wahrheiten	23
	Die Liste des Bären	24
	Wie wird man weise	24
	Geschichten »weiterspinnen«, Geschichten erfinden	25

Die Mäuse und der Uhu

Jeden Abend kamen die Mäuse aus ihren Erdwohnungen und versammelten sich um den großen Stein auf der Wiese. Sie plauderten, besprachen dies und das und waren immer gut aufgelegt.

Aber eines schönen Sommernachts tauchte ein großer, weißer Uhu über der Wiese auf. Die Mäuse huschten blitzschnell in ihre Löcher, denn Uhus und Eulen sind in der Nacht auf Mäusejagd, das wusste schon jede kleine Maus. Aber dieser Uhu verhielt sich gänzlich ungewohnt. Er landete auf dem Stein, um den zuvor die Mäuse gesessen hatten und rief:

»Habt keine Angst vor mir, ich fresse keine Mäuse! Ich will mich nur mit euch unterhalten!« Doch die Mäuse trauten ihm nicht. Einige von ihnen schauten kurz aus den Löchern und zogen schnell wieder die Köpfe ein, als ihnen der Uhu zuwinkte. »Ich bin wirklich euer Freund!«, rief er wieder. Aber keine Maus wagte sich ins Freie. Der Uhu blieb noch eine Weile sitzen und schaute in die Runde. Dann flog er plötzlich auf und verschwand in der Nacht.

An diesem Abend blieben alle Mäuse in ihren Löchern. Erst am nächsten Abend trauten sie sich wieder heraus und versammelten sich wieder um den Stein auf der Wiese. Sie besprachen den gestrigen Vorfall, da kam auf einmal der weiße Uhu abermals angeflogen. Und wieder sausten alle Mäuse in ihre Erdhöhlen.

Der Uhu ließ sich auf dem Stein nieder. Diesmal hatte er ein rotes Buch bei sich. Das schlug er auf und begann laut zu lesen. Es waren lustige Mäusegeschichten, die er vorlas. Sie waren wirklich sehr lustig, und spannend waren sie auch noch. Zuerst kroch eine von den kleinen Mäusen aus ihrem Loch und näherte sich dem Uhu. Ihr gefiel die Geschichte ganz besonders und sie lachte immerzu. Als sie schließlich dicht vor dem Uhu saß und dieser immer noch weiterlas, wagten sich auch die anderen Mäuse heraus.

Am Ende saßen alle im Kreis um den Uhu und hörten atemlos den spannenden Geschichten zu. Der weiße Uhu war ein echter Mäusefreund. Von da an kam er fast jeden Abend auf die Wiese, las aus dem Buch vor und erzählte auch eigene Geschichten. Und wenn einmal eine Eule oder ein anderer Uhu, der Appetit auf Mäuse hatte, auftauchte, so vertrieb sie der weiße Uhu. So einen schönen Sommer hatten die Mäuse schon lange nicht mehr gehabt!

Erwin Moser



Die Spitzmaus sucht ein neues Zuhause

Nach langer Suche fand die Spitzmaus endlich den perfekten Hügel, um sich ein neues Zuhause zu bauen. »Genau wie in meinen Vorstellungen!«, freute sie sich. »Es ist ruhig, ich habe eine wunderbare Aussicht, genügend Nestbaumaterial und zwei Äste, um meine Wäscheleine zu befestigen.«

Sie kuschelte sich ins weiche Gras und als ein Lüftchen aufzog, freute sie sich, wie die Handtücher im Wind flatterten. »Wunderbar«, rief die Spitzmaus, »dann werden sie gleich trocken sein!«

Doch dann wurde der Wind stärker und ihr neues Zuhause begann zu wackeln und zu wanken. »Ein Erdbeben«, quiekte sie und klammerte sich an einen der Äste. Oh, wie alles rüttelte und schüttelte. Sie kniff ihre Augen fest zusammen und hoffte, dass ihre Wäsche nicht davonfliegen würde. Da hörte sie plötzlich eine tiefe Stimme: »Wer wagt es, mich am Kopf zu kitzeln?«

Wie Schuppen fiel es der Spitzmaus von den Augen. Der Hügel war ja gar kein Hügel, sondern ein Hirsch, und die Äste keine Äste, sondern sein Geweih. Aber sie hatte so lange gesucht und der Platz war so perfekt. So einfach würde sie ihr neues Heim nicht aufgeben.

»Also ich bin es auf jeden Fall nicht, die dich kitzelt. Ich wohne nämlich hier.« Sie hoffte, dass der Hirsch das Erdbeben jetzt wieder beenden würde. Aber nun ging es erst richtig los.

Erbost sprang der Hirsch auf und versuchte, einen Blick auf seinen Kopf zu erhaschen, aber so sehr er sich auch drehte und wendete, er schaffte es nicht.
»Und wer bist du?«, fragte er. »Ich kann dich nicht sehen.«
»Ich bin die Spitzmaus«, sagte die Spitzmaus stolz.
»Verschwinde!«, brüllte der Hirsch. »Auf meinem Kopf darf niemand wohnen! Schon gar kein kleines Mausgetier. Ich bin der König des Waldes.«
Und dann rannte er in einem atemberaubenden Tempo los, um den Eindringling abzuschütteln.

Die Spitzmaus krallte sich in das Fell des Hirschs und fürchtete um ihr Leben. Es ging über Wiesen und Felder, durch Bäche und Wälder und dann irgendwann blieb der Hirsch plötzlich stehen.

»Bin ich tot?«, flüsterte die Spitzmaus, als sie vorsichtig ihre Augen öffnete. Rundherum gab es nichts als milchiges Weiß.
»Ich seh nichts«, sagte der Hirsch und seine Stimme hörte sich nicht mehr an wie die eines Königs des Waldes. Eher wie die eines Mausgetiers.

»Bist du tot?«, fragte die Spitzmaus.
»Ich glaub nicht«, sagte der Hirsch. »Dann ist das Nebel. Bleib still, okay? Ich schaue nach.«

Die kleine Maus kletterte am Geweih des Hirschs in die Höhe und als sie an der obersten Spitze ankam, lichtete sich die Nebelsuppe.
»Wir sind in einem Wald«, rief sie nach unten. »Und bald geht die Sonne unter.«
»Ich will nach Hause!«, rief der Hirsch, der noch nie eine Nacht in einem fremden Wald geschlafen hatte. »Aber ich hab Angst, dass ich mir den Kopf anhaue und alle vier Beine breche.«
»Ich sag dir den Weg an!«, rief die Spitzmaus zurück.

Und so bewegten sie sich langsam wieder retour. Die Spitzmaus war sehr gut im Navigieren. Sie rief zum Beispiel: »Mehr nach links. Stopp! Baum auf deiner rechten Seite. Fünf Schritte geradeaus. Stopp!«

Als sie endlich im vertrauten Wald ankamen, war es bereits komplett finster. Sterne funkelten am Himmel. Die Spitzmaus genoss ein letztes Mal die Aussicht, seufzte und begann dann, ihre Sachen zusammenzupacken.

»Was machst du?«, fragte der Hirsch.
»Na, ich ziehe aus«, antwortete die Spitzmaus geknickt.
»Bleib doch noch bis morgen«, sagte der Hirsch. »Oder übermorgen. Wer weiß, vielleicht kommt der Nebel wieder.«
»Na gut«, sagte die Spitzmaus und freute sich. Ihre Handtücher waren durch den wilden Lauf trocken geworden.

Agi Ofner



Haifisch und Petermännchen

Das Petermännchen hatte einen schlechten Tag. Es war grantig und ließ seine Mundwinkel bis zum Boden hängen. Nichts machte ihm Spaß. Am liebsten hätte es sich komplett im Sand vergraben und den ganzen restlichen Tag kein einziges Wort mehr gesagt. Doch dann ist plötzlich der nervige Haifisch vorbeigekommen und hat gefragt: »Was ist denn mit dir los?«

Das Petermännchen grummelte etwas, das niemand verstehen konnte, und schaute in eine andere Richtung. Zum Glück war der Haifisch besonders gut darin, andere Tiere aufzuheitern.

»Vielleicht hast du Hunger!«, rief er und zog ein paar Fischreste zwischen seinen Zähnen hervor.

Das Petermännchen grummelte lauter.

»Bist du müde?« Der Hai begann ein Schlaflied zu singen und das Petermännchen wurde noch grantiger, weil seine Flossen nicht lang genug waren, um sich die Ohren zuzuhalten.

»Vielleicht ist dir langweilig?«, überlegte der Haifisch. »Magst du Fangen spielen? Du bist dran!«

Er stupste dem Petermännchen in die Seite, aber es blieb einfach im Sand stecken und rührte sich keinen Millimeter.

Der Haifisch versuchte es mit Walzertanzen. Er jonglierte mit Muscheln. Er schlug Purzelbäume und er stand auf dem Kopf. Er baute sogar eine Algendecke gegen die kalten Meeresströmungen. Aber nichts brachte den grantigen Fisch zum Lächeln. Als letzte Hoffnung zog der Haifisch die Mundwinkel des Petermännchens einfach mit seinen Flossen nach oben.

»Geht doch!«, dachte er. Doch sobald er sie losließ, sackten sie wieder nach unten und das Petermännchen schaute trauriger aus als je zuvor.

Es sah so traurig aus, dass plötzlich auch dem Haifisch schwer ums Herz wurde. Vielleicht war er doch nicht so gut darin, andere Tiere aufzuheitern? Er legte sich neben das Petermännchen in den Sand und wollte sich vergraben und den ganzen restlichen Tag kein einziges Wort mehr sagen. Da hörte er plötzlich ein Grummeln zu seiner linken Seite.

Und für alle anderen wäre es einfach ein ganz normales grantiges Grummeln gewesen, aber der Haifisch hörte besonders gut zu und verstand die Worte des Petermännchens.

»Willst du eine Umarmung?«, fragte er. Und wieder hätte niemand sonst das Nicken erkannt, nur der Haifisch sah die klitzekleine Bewegung.

»Ich auch!«, sagte er. Dann umarmte er das Petermännchen vorsichtig, um sich nicht an den giftigen Stacheln zu stechen, und nach einer Weile wanderten alle ihre Mundwinkel wie von allein nach oben.

Agi Ofner



Wolfsachen

Der Wolf schmierte sich ein Marmeladenbrot und blätterte durch seinen Kalender. »Wolfsachen machen« stand da groß unter dem heutigen Datum. Der Wolf seufzte ein bisschen. Darauf hatte er keine Lust. Er war aus der Übung. Er musste erst einmal das Wolfsbuch studieren, um sicherzugehen, dass er alles richtig machte.

Schafe fangen, Rotkäppchen packen, Gänse entführen und so weiter. Aha. Der Wolf erinnerte sich und trabte los. Unterwegs summte er ein kleines Lied. Die Wildblumen blühten so schön. Ein guter Tag, um ein Wolf zu sein.

»Hallo Schafe«, rief er, als er die Wiese erreichte. »Seid gewarnt, ich muss ein paar von euch fangen!« »Okäää«, antworteten die Schafe. »Okäähää.«
Der Wolf sprang über den Zaun und begann zu laufen.
»Hiiilfe, hiilfe«, blökten die Schafe und zwinkerten sich dabei zu. Sie liefen langsam. Eins, zwo, drei wurden gefangen. Der Wolf legte sie auf den Rücken, damit sie nicht wieder flüchten konnten. Er war außer Atem. Seine Lunge pfiff wie ein alter Zug. »Ich glaub, das reicht«, keuchte er. »Danke!« Dann half er den Schafen wieder auf. »Babaaa Wolf!«, riefen sie. Der Wolf trabte weiter.

Rotkäppchen hatte er als Nächstes auf seiner Liste. Da kam auch schon eins des Weges. Nicht ganz wie in seiner Erinnerung, aber die rote Mütze stimmte. Der Wolf wurde langsamer, damit er es nicht erschreckte. »Hallo«, sagte er. »Ich müsste dich kurz packen, ist das okay?«
»Ja! Nur nicht zu fest!«, sagte das Rotkäppchen.
»Ich pass auf«, versprach der Wolf.

Dann streckte er seine großen Pranken aus, putzte die Erde und ein bisschen altes Laub von seinen Pfoten und packte das Rotkäppchen vorsichtig.

»So okay?«, fragte er.

Er spürte, wie das Rotkäppchen nickte. Gut. Weniger anstrengend als das mit den Schafen.
»Vielen Dank«, sagte der Wolf.
»Bis zum nächsten Mal!«
»Bis zum nächsten Mal«, sagte auch das Rotkäppchen und blickte ihm noch lange nach.

Der Wolf lief weiter und spitzte seine Nase. Er musste nur noch eine Gans finden und entführen, dann war er fertig für heute.

Kam da nicht ein leises Schnattern von rechts? Lag da nicht ein zarter Gänseduft in der Luft? Der Wolf hatte Glück. Hinter dem Hügel war tatsächlich ein ganzer Stall voll mit Gänsen.

»Guten Tag«, rief er ihnen zu. »Ich hoffe, ich komme nicht ungelegen. Wen von euch dürfte ich denn entführen?«
Die Gänse flüsterten eine ganze Weile miteinander und der Wolf befürchtete schon, heute niemanden mehr entführen zu können. Aber dann trat eine kleine Gans nach vorne.

»Ich komm mit«, sagte sie. »Lass mich nur noch schnell meine Zahnbürste einpacken!«

Kurze Zeit später waren sie auf dem Weg nach Hause. Der Wolf war müde. Er trabte nicht mehr, er ging. Die Gans watschelte langsam neben ihm her. Es sah anstrengend aus.

»Magst du ein Stück auf mir reiten?«, fragte der Wolf. Die Gans nickte und kletterte auf seinen Rücken. »Danke, viel besser.«
»Vielleicht können wir noch ein paar von den schönen Wildblumen pflücken«, überlegte der Wolf. »Und dann mach ich uns Marmeladenbrote.«

Was für ein guter Tag, um ein Wolf zu sein.

Agi Ofner



Brüllaffen

Es war immer ein großer Tag, wenn ein neuer Brüllaffe auf die Welt kam. Die ganze Familie versammelte sich dann um das kleine Affenbaby und wartete auf den ersten Schrei.

»Wie es wohl klingen wird?«
»Ich bin mir sicher, es wird so laut brüllen wie du«, sagte Papa Brüllaffe und lächelte Mama Brüllaffe verliebt an.
»Ich glaube, der ganze Baum wird erzittern«, sagte der Opa. Und die Tante war überzeugt, dass man es bis ins nächste Tal hören würde.
»Bis ans andere Ende der Welt!«, rief der Bruder. Dann starrten sie wieder gebannt auf das Brüllaffenbaby und warteten.

Nach einer Weile begann es, seine kleinen Beinchen zu bewegen, und das Fell um seine Nase zitterte. Alle wussten, jetzt dauerte es nicht mehr lange. Das Brüllaffenbaby holte noch einmal tief Luft, öffnete den Mund und setzte zu seinem ersten Schrei an. Heraus kam: »Fiep.«
»Wunderschön«, hauchte Papa Brüllaffe andächtig.
Mama Brüllaffe wischte sich heimlich eine Träne weg. »Es ist so ein Geschenk, das erleben zu dürfen.«

Alle waren sich sicher, das würde ein ganz besonders toller Brüllaffe werden.

Agi Ofner



Wenn große Weisheit auf kleine Klugheit hört

Der große König Salomo war landauf, landab bekannt für seine Weisheit.
Eines Tages hörte die Königin von Saba von diesem Ruhm.

Da lud sie ihn an ihren Hof zu einem großen und reichen Festmahl. Köstlichkeiten über Köstlichkeiten schmückten die Tafel der Gastgeberin. Die besten Musiker des Landes spielten die wunderbarsten Weisen.

König Salomo aß, trank, genoss die Gesellschaft der klugen Königin und lauschte den Liedern.
Als das Mahl vorüber war, führte die Königin von Saba ihren Gast und die ganze Gesellschaft in einen großen Saal. Darin befanden sich Tausende und Abertausende von Blumen. Blumen aus Gold und Silber, aus Granaten und Rubinen, Lapislazuli und Saphir, Jade und Jaspis, Smaragd und Sonnenstein, Malachit und Mondstein, aus Diamanten und Kristallen, funkelnde, strahlende, verzaubernde Blumen – eine schöner als die andere.

Die Gastgeberin aber sprach:
„König Salomo, unter all diesen Blumen befindet sich eine einzige wirkliche Blume. Mit deiner Weisheit wird es dir sicher ein Leichtes sein, diese Blume gleich zu entdecken."
Tausende und Abertausende von Blumen – wie sollte Salomo jemals die einzige wirkliche finden? Sollte er jede berühren, an jeder riechen? Was sollte er tun? Er hatte einen Ruf zu verlieren. Alle warteten und schauten ihn an. Dem König wurde heiß. Da bat er, man möge ein Fenster öffnen.
Herein kam eine kühle Brise. Mit der kühlen Brise kam aber auch eine einzelne kleine Biene in den Saal. Salomo sah ihr zu. Diese Biene flog und flog und flog nun, bis sie schließlich auf einer einzelnen Blume landete. Salomo sah, auf welcher.

Und – bei aller Weisheit König Salomos – dieses Rätsel hat er nur gelöst, weil er auf den Rat einer kleinen Biene hörte.

erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at

Unter Pilzen

Die Krähe hatte genug. Es war so anstrengend, ein Vogel zu sein. Ständig herumfliegen und Essen suchen und Gefahren ausweichen. Aber damit war jetzt Schluss. »Ab heute bin ich ein Pilz!«, beschloss die Krähe und suchte sich eine Gruppe von anderen Pilzen auf dem Waldboden.

»Hallo«, sagte sie, aber keiner der Pilze grüßte zurück. Die Krähe störte das nicht besonders. »Schon gut, wenn wir Pilze nicht so viel reden. Es muss ja nicht ständig jemand herumkrächzen.« Und so genoss die Krähe ihre ersten Stunden als Pilz. Es roch nach Moos und feuchter Erde. Vereinzelte Sonnenstrahlen schienen auf ihre Federn und sie fühlte sich so entspannt wie schon lange nicht mehr.

Dann bekam die Krähe allerdings Hunger. »Was esst ihr denn?«, fragte sie die Pilze, doch auch diesmal bekam sie keine Antwort.
»Vielleicht ist es zu früh«, dachte die Krähe. »Vielleicht essen wir Pilze erst später am Tag. Nun gut, daran werde ich mich wohl gewöhnen müssen.« Also saß sie weiterhin still im Laub und ignorierte ihren knurrenden Bauch.
Irgendwann bemerkte die Krähe, dass auf manchen der anderen Pilze Schnecken herumkrochen. »Aha«, staunte sie. »So macht ihr das also. Ihr wartet, bis das Essen zu euch kommt und dann schnappt ihr zu!«

Diese Taktik war ihr sehr sympathisch. Sie bemühte sich, der allerbeste Pilz zu sein, und wirklich spürte sie bald, wie eine Schnecke an ihrem linken Fuß nach oben kroch. Es kitzelte und fühlte sich schleimig an, aber die Krähe hatte schon viel von den Pilzen gelernt und blieb ganz still. Bald würde sie die Schnecke mit ihrem Schnabel packen können.

Doch plötzlich biss ihr die Schnecke in den Bauch. »Aua!«, rief die Krähe und schlug mit ihren Flügeln, um dieses gefährliche Tier abzustreifen. Die Schnecke wunderte sich. So einen seltsamen Pilz hatte sie noch nie erlebt.
»Was bist denn du?«, fragte sie, aber die Krähe blieb mucksmäuschenstill, damit ihre Deckung nicht aufflog.

Erst als die Schnecke weitergezogen war, atmete sie auf und schüttelte sich. Ihre Federn waren ganz verklebt vom Schleim, ihr Bauch tat weh und sie hatte immer noch Hunger.

Aus den Augenwinkeln sah sie, dass die anderen Pilze auch mit Schleim überzogen waren und richtig große Löcher hatten, da wo vorhin die Schnecken waren. Trotzdem bewegten sie sich keinen Millimeter.
»Die sind aber hart im Nehmen«, dachte die Krähe. Es war doch gar nicht so einfach ein Pilz zu sein.

Dann begann es zu regnen. »Hallo«, rief die Krähe. »Hallo, wo stellen wir uns denn jetzt unter?« Die Pilze blieben einfach stehen und sagten kein Wort. Die Krähe begann, sich nach ihrem Nest zu sehnen, doch so schnell durfte sie nicht aufgeben.

Als der Regen vorbei war, wollte sie sich trocken schütteln. Nicht einmal das machten die Pilze! »Ihr seid ja verrückt!«, dachte sie und vergaß für einen Moment, dass sie ja jetzt auch ein Pilz war. Zumindest hatte der Regen den Schneckenschleim abgewaschen. Es gab noch viel, das die Krähe lernen musste.

Als es Nacht wurde, waren ihre Federn immer noch nicht ganz trocken. Sie begann zu zittern und hoffte, dass die Pilze bald in ihren Unterschlupf gehen würden, aber sie machten keine Anstalten aufzubrechen. Die Krähe rückte ein bisschen näher an die anderen Pilze, um sich zu wärmen. Sie waren kalt und steif. Kein Vergleich zu dem Gefühl, sich an eine weiche Krähe zu kuscheln.

Plötzlich fühlte sich die Krähe einsam. Sie rutschte ganz nahe zu dem Pilz neben ihr und flüsterte: »Träum schön«. Dann lehnte sie sich an ihn und versuchte zu schlafen. Und was machte der Pilz? Der antwortete nicht, sondern fiel einfach um, und die Krähe auf ihn drauf und so blieben sie liegen. »So schlafen wir Pilze also«, staunte sie.
Die Krähe machte die ganze Nacht kein Auge zu. Ihr war kalt, es war ungemütlich und überall krabbelten und zwickten kleine Insekten herum. Es war die furchtbarste Nacht, die sie jemals erlebt hatte.

Beim ersten Morgengrauen schüttelte sich die Krähe ausgiebig und rief: »Ihr Pilze seid ja wohl die wildesten von allen!« Dann breitete sie ihre Flügel aus und flog davon.

Agi Ofner



Das Wintergoldhähnchen

Selten sieht ein Mensch die Wesen des Himmels, denn wir schauen ja eher auf den Boden, auf dem wir gehen, als in die Bäume über uns. Der kleinste Vogel, der hierzulande lebt, ist von unten auch recht unscheinbar, nur oben auf dem Kopf trägt er die schönsten schwarzen, roten und goldenen Streifen. Wenn die Königin einen Brief schreibt – und sei es nur ein Blatt –, dann kann es sein, dass dieser schon schwerer wiegt als ein ausgewachsenes Wintergoldhähnchen.

Einst wuchs auf der Wiese eine riesige Linde. Ihr Stamm war stark und teilte sich in fünf dicke Äste, ihre Blätter leuchteten in sanftem Grün. In diesem Baum hielt sich oft ein Goldhähnchen auf und fand eine ganze Welt im Gewirr der zahlreichen Zweige und im Schutz der Blätter.
An einem Sommertag kam unvermittelt ein heftiger Sturm übers Land. Der kleine Gefiederte im Laub konnte nicht mehr in den nahen Wald flüchten, wo die launigen Böen weniger zu spüren sind. So blieb er nahe am Stamm sitzen und hielt sich mit seinen kleinen Krallen, so fest er konnte.
Der Wind nahm stetig zu und brauste über die Wiese, als wolle er alles mitnehmen, was sich nicht im Boden verkrochen hatte.
Sein warmer Atem blies einmal von hier nach dort, dann wieder von dort nach hier und mit einer solchen Kraft, dass selbst die große Linde davon gebeutelt wurde. Fast zwei Tage und Nächte vergingen, ehe der Sturm sich wieder beruhigte und es endlich sanft zu regnen begann. Alles atmete auf, auch der Baum und der erschöpfte Vogel in seinen Zweigen.

Da sagte das Wintergoldhähnchen stolz zu seiner Linde: »Fast wärst du fortgeblasen worden. Ist es nicht gut, dass ich dich die ganze Zeit so festgehalten habe?«

erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at



Die Geburt der Sterne

Am Anfang der Zeit hing der Himmel noch tief über der Erde. Er war so niedrig, dass nur Kinder aufrecht stehen konnten. Wenn sie wuchsen, mussten sie sich irgendwann bücken. Erwachsene Menschen gingen stets gebeugt durch die Welt. So war es eben.

Einst lebte ein mutiges und hartnäckiges Mädchen. Als es eines Tages auch für sie so weit war, dass sie mit dem Kopf anstieß, sagten die Eltern:

»Es ist Zeit sich zu beugen.«

Doch sie antwortete: »Ich will nicht. Ich werde den Himmel nach oben schieben!« Gleich stellte sie sich breitbeinig hin, hob die Arme über den Kopf und drückte fest mit beiden Händen. Nichts geschah.

Das Mädchen rief die anderen Kinder und erzählte, was sie vorhatte. Alle staunten. Die Größeren drückten auch gleich. Die Kleineren, die noch nicht bis an den Himmel reichten, nahmen dazu Stöcke und Äste. Sie alle drückten so fest sie nur konnten. Nichts geschah. Am Abend meinten einige, dass es sinnlos sei. Doch andere verabredeten sich, um es am nächsten Tag weiter zu versuchen.

So standen sie am Morgen ganz früh wieder da und schoben mit aller Kraft. Noch mehr Kinder kamen vorbei. Sie erfuhren, was hier vollbracht werden sollte und machten mit. Nichts geschah. Abends gaben einige auf, aber viele kamen wieder, sobald es hell wurde.

So ging es nun Tag für Tag – die einen gaben auf, die anderen mühten sich weiter. Aus zwei Handvoll Kindern wurden mehr, als man mit den Fingern zählen kann. Schließlich standen da so viele, wie Muscheln am Strand liegen. Die Größeren drückten mit den Händen, die Kleineren drückten mit ihren Stöcken so fest sie nur konnten. Eines Tages war es so weit – der Himmel hob sich! Er wurde so hoch, wie er noch heute ist, so hoch, dass die Vögel darin fliegen können, so hoch, dass kein Mensch ihn zu berühren vermag. Jubelnd liefen die Kinder zu ihren Eltern.

Es dauerte lange, bis die Erwachsenen allmählich begannen, sich wieder aufzurichten. Manche lernten es nie mehr. Als es am ersten Abend dunkel wurde, sahen alle die vielen kleinen Löcher, die durch die Stöcke der Kinder entstanden waren. Wir nennen sie Sterne.

erzählt von Edith Eckholt und Frau Wolle, www.frauwolle.at

Der Winterschlaf

»Das war ein schöner Winter«, sagte Ben, der Bär.
»Ich habe Skifahren gelernt. Ich bin mit der Rodel gefahren.
Ich habe einen riesigen Schneebären gebaut. Ich war Eislaufen. Das war schön. So stell ich mir das Fliegen vor ... Ich habe einen roten Schal bekommen. Und eine rote Mütze! Und Handschuhe!
Ich habe eine Schneehöhle gebaut. Ich habe einen Weihnachtsbaum geschmückt – mitten im Wald! Und ich durfte bei einer Schneeballschlacht mitmachen!«

»Eines versteh ich nicht«, sagte Riff, das Eichkätzchen. »Ich dachte immer, Bären halten im Winter einen Winterschlaf.«
»Stimmt«, sagte Ben. »Normalerweise machen wir das.
Aber diesen Winter konnte ich einfach nicht einschlafen ...«
»Das verstehe ich gut«, sagte Riff. »Wer will schon den ganzen Winter verschlafen?«
Dann knackte er zwei große braune Nüsse, für jeden eine.

Heinz Janisch



Das Einhorn

Dako schenkte Jonathan eine Zeichnung. »Das ist ein Einhorn«, sagte er stolz.
Jonathan schaute sich die Zeichnung lange an. »Ich sehe nur ein weißes Blatt Papier«, sagte er nach einer Weile. »Bist du dir sicher, dass du mir das richtige Blatt gegeben hast?«
Dako hielt das Blatt zur Lampe. »Ich habe das Einhorn mit weißer Farbe gemalt. Weiß auf weiß. Einhörner sind selten. Sie verstecken sich gern vor uns.«
Jetzt erst sah Jonathan den weißen Schimmer auf dem weißen Blatt. »Verstehe«, sagte er. »Das ist ein schönes Geschenk. Ein Einhorn! Ich werde es in Ehren halten!«
Er holte einen Rahmen, und nach wenigen Minuten hing die Zeichnung an der Wand neben dem Fenster.
»Hoffentlich läuft es eines Tages nicht weg«, sagte Jonathan.
»Das darf es ruhig«, sagte Dako. »Schau, dass du das Fenster möglichst oft offen lässt. Einhörner lieben die Freiheit.«
»Mach ich«, sagte Jonathan und schob die Fensterläden weit auf.

Heinz Janisch

Das Unkraut

Dako las in einer Zeitschrift von einem italienischen Schriftsteller, der seinen Geburtsnamen abgelegt hatte und sich nun »Unkraut« nannte. Das gefiel Dako. Er überlegte, welchen neuen Namen er wählen würde. Papierlöwe? Schneesturm? Zinnoberrot?

Nein, »Glücksfall«, das würde ihm gefallen. Es würde heißen, dass da einer ins Glück gefallen war. Glücksfall. Oder hieß es, dass das Glück von ihm abgefallen war?

Dako nahm einen Zettel und begann Namen zu notieren.
Rosenstempel. Katzenfell. Seidenstern.
Dako seufzte. Ein Spiel hatte begonnen, und er wusste, dass es so schnell nicht zu Ende sein würde ...

Heinz Janisch



Der Träumer

»Es wird Zeit«, sagte Jonathan zu Dako. Er stellte sein leeres Glas auf den Tisch. »Ich geh jetzt träumen. Und du?«
Dako schüttelte den Kopf. »Ich bin noch nicht müde. Aber ich bin schon neugierig, was du diese Nacht träumen wirst. Ich kenne niemanden, der so viel träumt wie du!«
»Heute lasse ich beim Schlafen die Mütze auf«, sagte Jonathan. »Gestern habe ich von Bergen und Schnee geträumt, da war mir kalt. Das soll heute nicht passieren. Ich werde mich mit der Mütze ins Bett legen.«
»Vergiss die Handschuhe nicht«, sagte Dako. »Ein Schal könnte auch nicht schaden. Und eine dicke Jacke! Und eine Schneebrille, für alle Fälle.«
Jonathan runzelte die Stirn. »Meinst du?«
»Es könnte Schnee liegen«, sagte Dako. »Du brauchst gute Schuhe. Und ein Paar Ski!«
»Ich will es nicht übertreiben!«, sagte Jonathan. »Mütze, Handschuhe und Schal müssen reichen.«
»Wie war die Nacht?«, fragte Dako am nächsten Morgen, als er zu Jonathan zum Frühstück kam.
»Puhh, war das heiß!«, stöhnte Jonathan. »Ich lag im Traum in der Sonne, an einem weißen Strand unter Palmen. Wunderschön, aber heiß! Ich musste alles wieder ausziehen.«
»Umso besser!«, sagte Dako. »Dann kannst du dich ja heute ganz entspannt zum Schlafen hinlegen – ohne Vorbereitungen!«
»Nicht ganz«, sagte Jonathan. »Heute am Abend werde ich mich mit Sonnencreme einschmieren. Schau dir meine Nase an! Ich hab noch einen Sonnenbrand von gestern Nacht!«

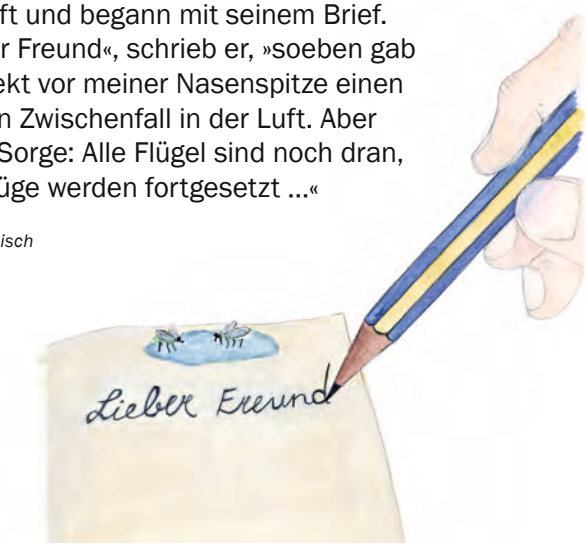
Heinz Janisch



Der Zwischenfall

Jonathan saß am Schreibtisch, um einen Brief an einen Freund zu schreiben. Da hörte er ein leises Summen in der Luft. Genau vor seiner Nasenspitze tanzten zwei Fliegen durch die Luft.
Noch während Jonathan ihre Flugkünste bewunderte, gab es ein kurzes aufgeregtes »Sss« zu hören – die beiden Fliegen waren mit den Köpfen zusammengestoßen. Beide purzelten durch die Luft und landeten auf Jonathans Briefpapier.
»Nanu«, sagte Jonathan. »Was ist denn mit euch los?«
»Ich war in Gedanken woanders«, sagte die eine Fliege.
»Ich hab grad ans Meer gedacht«, brummte die andere Fliege und rieb sich mit den Beinen den Kopf.
»Kann schon mal vorkommen«, sagte Jonathan. »Ist jemand verletzt?«
»Ach wo«, sagte die eine Fliege und stieg mit einem leisen Surren in die Luft.
»Guten Flug!«, rief ihr die andere Fliege nach.
Sie rieb sich noch einmal den Kopf und blinzelte Jonathan zu. Dann setzte sie gemütlich ihren Flug fort. Jonathan schmunzelte. Danach nahm er den Bleistift und begann mit seinem Brief.
»Lieber Freund«, schrieb er, »soeben gab es direkt vor meiner Nasenspitze einen kleinen Zwischenfall in der Luft. Aber keine Sorge: Alle Flügel sind noch dran, alle Flüge werden fortgesetzt …«

Heinz Janisch



Die Antwort

»Doris hat mir einen Brief geschickt«, sagte Jonathan zu Dako.
»Was hat sie geschrieben?«, fragte Dako.
»Nichts«, sagte Jonathan. »Sie hat mir ein leeres Blatt Papier geschickt. Aber ich kenne ihre Schrift auf dem Umschlag.«
Dako runzelte die Stirn. »Aber – warum schickt sie dir ein leeres Blatt?«
»Weil sie wissen will, wie es mir geht. Sie wartet auf eine Antwort. Das macht sie öfter so. Sie schickt mir ein leeres Blatt, damit ich es vollschreiben kann.«
Er setzte sich an den Tisch und nahm einen Bleistift. Er dachte kurz nach, dann begann er zu schreiben.

Heinz Janisch

Das Gastgeschenk

Wie in vielen Gegenden der Welt gab es früher, gibt es wohl noch heute auch in Irland arme, landlose Menschen, die kein Haus haben und deshalb umherziehen. Sie leben von der Hand in den Mund, von der Arbeit, die sie hier und dort bekommen, und vor allem lebten sie von der Gastfreundschaft der Menschen, denen es ein wenig besser ging. Die wirklich Reichen halten ihre Tore und Türen oft fest verschlossen. Doch bei allen anderen war es früher Brauch, einem jeden, der da kam, zumindest für eine Nacht Gastfreundschaft zu gewähren. Einen Teller vom Abendessen und einen Schlafplatz am Feuer gab es immer.

Wenn der Wanderer lange nicht mit Wasser in Berührung gekommen war, wurde er auch manchmal im Stroh untergebracht. Dabei sorgten die Gastgeber stets dafür, dass er seine Pfeife nicht mitnahm, sondern sie bis zum nächsten Morgen im Haus bei ihnen liegen ließ.

Ein Wanderer, der gewiss nicht im Schuppen schlafen musste, kam eines Abends zu einem kleinen Hof. Er hatte einen klaren Blick und dunkle Locken, pfiff ein Lied und schritt dabei kräftig aus. Sein Gesicht war offen und ehrlich. So einer wie er war wohl schon lange unterwegs und dabei durch vieler Menschen Leben gewandert.

Das Anwesen, das er erreichte, war in keinem guten Zustand. Die Steinmauern, die den Hof umgaben, hatten an mehreren Stellen Lücken, die Schafe sahen mager und kränklich aus. Das Gatter hing schief in den Angeln und quietschte gequält, als er es öffnete. Im Garten wuchs das Unkraut besser als das Kraut. Das Haus hatte mehr Altersflecken auf den Außenwänden als eine Urgroßmutter an den Händen. Eine Scheibe war notdürftig durch ein Brett ersetzt worden. Kurzum, ein jeder konnte sehen, dass die Bewohner nicht viel besaßen.

Doch wie es so oft ist – wer wenig hat, gibt‘s leichter her. Die Frau und der Mann, die da lebten, ähnelten ein wenig ihren eigenen Schafen. Schmal und nicht ganz gesund kamen sie dem Besucher vor. Sie begrüßten ihn freundlich, bewirteten ihn, so gut sie es vermochten. Es gab einfache Krautsuppe. Sie teilten Lieder und Geschichten mit dem Gast und freuten sich herzlich über die Neuigkeiten und Märchen, die er ihnen mitbrachte. Hell brannte das Feuer an diesem Abend. Er schlief geborgen dort.

Als der Fremde sich am nächsten Morgen wieder auf den Weg machte, holte er beim Abschied aus seinem Sack einen Lumpen, den er der Frau in die Hand legte. Darin war etwas Schweres eingewickelt. »Zum Dank«, meinte er nur. Nachdem er dem Mann die Hand geschüttelt und der Frau zugenickt hatte, setzte er seinen Weg pfeifend wieder fort.

Doch wie staunten die beiden armen Leute, als sie in der Stube das Geschenk auswickelten und in dem Stoff einen Goldbarren fanden!

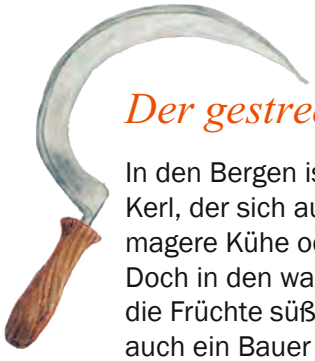
Ein Jahr später kam derselbe Wanderer wieder in die gleiche Gegend. Er pfiff ein neues Lied und ließ dabei den Blick über die Hügel schweifen. Sich erinnernd, lenkte er seine Schritte zu dem Hof, auf dem er im letzten Herbst so freundlich empfangen worden war. Dort sah nun alles anders aus. Die flachen Steine der Mauern waren sorgfältig aufeinandergestapelt, es gab keine Lücke. Das Gatter hing gerade und geölt in den Angeln. Die Tiere käuten friedlich wieder, waren wohlgenährt und hatten dichtes Fell. Im Garten standen nicht nur Steckrüben und Kraut, sondern es gediehen dort auch Zwiebeln, Karotten, Pastinaken, Kartoffeln und vielerlei Kräuter. Das Haus leuchtete frisch geweißelt in der Abendsonne, die Fenster fingen deren goldenes Licht ein.

Auch die zwei Menschen, die dort lebten, sahen lebhafter und kräftiger aus. Sie waren ebenso freundlich wie beim letzten Mal, doch diesmal bestand das Essen aus einem kräftigen, gut gewürzten Eintopf mit Hammelfleisch, Kartoffeln und Zwiebeln. Wieder genossen die drei einen Abend voller Geschichten und Gesang. Die beiden freuten sich über die neuen Märchen und Lieder, die der Wanderer übers Jahr gefunden hatte. Die Stimme der Frau klang licht und klar, während die des Mannes kräftig und warm wie das Feuer selber tönte.

Am nächsten Morgen meinte der Wanderer, es sei schön zu sehen, wie gut sie sein Geschenk verwendet hätten. Die beiden wechselten einen Blick, und die Frau ging zum Fenstersims, wo ein Bündel lag. Das holte sie und gab es dem Besucher. Der erkannte das Gewicht des Goldbarrens darin und war verblüfft. Da erklärte ihm die Frau, die lieber sprach als der Mann: »Zuerst malten wir uns alles aus, was wir damit kaufen könnten. Doch dann fanden wir so manches, das wir auch zuwege bringen würden, ohne dein Geschenk zu verwenden. Wir fingen an, den Hof langsam, Stück für Stück, Stein für Stein, Schaf für Schaf, Pflanze für Pflanze so zu machen, wie er sein könnte. Immer, wenn uns dabei die Kraft ausging, setzten wir uns in die Küche, wickelten den Goldbarren aus und betrachteten ihn eine Weile. Wir wussten, wenn es nicht anders ginge, könnten wir darauf zurückgreifen. Das gab uns wieder neuen Mut und Zuversicht. So ging es Tag für Tag, Woche für Woche, und ehe wir uns versahen, war der Hof so, wie du ihn jetzt siehst.«

Dann schauten die beiden sich noch einmal an, und der Mann meinte: »Nimm dein Geschenk wieder, denn wir brauchen es nicht mehr. Vielleicht kannst du damit noch anderen Menschen helfen.«

irisches Märchen erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at



Der gestreckte Tag

In den Bergen ist ein Bauer meist ein armer Kerl, der sich auf steilen Wiesen abmüht, um magere Kühe oder kleine Ziegen zu ernähren. Doch in den warmen Ebenen des Südens sind die Früchte süß und die Winter mild. Dort kann auch ein Bauer reich werden, besonders wenn er ein Leuteschinder ist und hier und da ein Feld dazukauft. Von einem solchen Gutsherrn handelt diese Geschichte. Eine große Anzahl Mägde und Knechte lebte auf seinem Hof. Diese Frauen und Männer mussten jeden Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang schuften.

Anstatt seinen Wohlstand zu genießen und sich am Fleiß seiner Leute zu erfreuen, war der Bauer nie zufrieden. Im Frühsommer, wenn die Tage lang und die Nächte kurz waren, ging‘s noch. Sobald die Sonne immer später auf – und immer früher unterging, wurde der Geizhals unzufrieden. Er schimpfte das Gesinde Faulpelze und wünschte nichts mehr, als dass der Tag mehr Stunden hätte. Es kam so weit, dass er demjenigen eine hohe Belohnung versprach, der ihm die Tage strecken könnte.

Eine der vielen Mägde des Herrn war eine schöne junge Frau. Schon lange hatte sie einen Liebsten, der sie aber immer nur abends im Mondlicht zu Gesicht bekam. Der junge Mann war ein geschickter Handwerker und obendrein ein kluger Kopf. Gerne hätte er mehr Zeit mit der Angebeteten verbracht, doch weil sie für den geizigen Bauern arbeitete, war sie immer müde. Wenn sie nur einen eigenen Hof hätten! Dann würde die junge Frau mit Freuden den Dienst beim reichen Schinder verlassen können. Dafür und zum Heiraten fehlte den beiden leider das Geld.
Als dieser Verliebte nun vom Versprechen des Gutsherrn hörte, fing er an nachzudenken. Bald darauf arbeitete er in jeder freien Stunde an einer eigenartigen Maschine.
Zahnräder aus Eisen gab es da, lederne Riemen und hölzerne Klappen, allerhand Getriebe und Gewerke war zu sehen. Am Ende fertigte der gewitzte Kerl noch eine mannshohe Kurbel an, mit der dieses Gerät zu bedienen sein würde. Das Ganze brachte er nun zum reichen Bauern. Mit dieser Maschine, so erklärte er, würde der Tag gestreckt.

Er zeigte dem Gutsherrn, wie sie zu bedienen war. Als er die große Kurbel einmal im Kreis drehte, musste er sich an ihrer tiefsten Stelle bis zum Boden bücken und an ihrem höchsten Punkt auf die Zehenspitzen stellen. Während er kurbelte, klopfte, klickte, klapperte und knackte es auf höchst geschäftige Weise im Inneren seines Werks.

Der Geizhals war erfreut. Die Geräusche schienen anzudeuten, dass durchs Kurbeln wirklich etwas geschah. Dennoch blieb er misstrauisch und vorsichtig. Lange verhandelten die beiden um den Preis. Es ging um so viel Geld, dass es für den jungen Mann zum Heiraten reichen würde. Der Gutsherr überschlug in Gedanken, wie viel es ihm einbringen könnte, wenn sein Gesinde von nun an länger arbeiten müsste.

Doch erst als der Handwerker versprach, das Wunderding bis zum morgigen Abend zur Probe dazulassen, willigte der Bauer in den Handel ein. Er musste dabei aber schwören, das Gerät zu kaufen, wenn es die Stunden wirklich ausdehnen könnte.

Der junge Mann meinte: »Falls du nach einem so gestreckten Tag nicht überzeugt bist, kannst du mir die Maschine wiedergeben und es kostet dich nichts! Ein Letztes musst du noch wissen: Der Tagstrecker verlängert die Zeit nur dann, wenn du als Herr des Hofes ihn selbst bedienst.« Am nächsten Morgen, kaum war die Sonne aufgegangen, eilte der Bauer zum Gerät. Er begann, die schwere Kurbel zu drehen. Bis auf den Boden bückte auch er sich an der tiefsten Stelle, weit reckte er sich nach oben an der höchsten. Es klopfte, klickte, klapperte und knackte.

Eine Runde nach der anderen wurde vollbracht. Bald stand dem Geizhals der Schweiß auf der Stirn, seine Arme schmerzten, sein Kreuz tat weh. Stur drehte er die Kurbel Runde um Runde. Immer schwerer schien ihm die Arbeit, Stunde um Stunde ging es weiter. Auf diese Weise verbrachte er den längsten Tag seines Lebens.

Als der Handwerker abends kam, konnte der reiche Mann nicht abstreiten, dass der Tag gestreckt worden war. Er musste sein Wort halten und die vereinbarte Summe zahlen. Am nächsten Morgen stand der Bauer mit schmerzenden Knochen wieder vor dem Tagstrecker. Da fand er mit einem Mal, dass die Sonne auch so schon lange genug schien, und ließ die Kurbel ruhen.

Die schöne Magd verließ den Leuteschinder. Sie und der Handwerker feierten bald Hochzeit und kauften sich selbst einen kleinen Hof. Die Frau arbeitete fortan nur mehr in der eigenen Wirtschaft, war ihre eigene Herrin und war zufrieden damit. Die beiden konnten sich jetzt den lieben langen Tag nach Herzenslust aneinander erfreuen.

italienisches Märchen, erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at

Eine ganz besondere Krippe

Es war ein kalter Dezembermorgen, als Ferdinand, das rostrote Eichhörnchen und seine beste Freundin Mara, die flinke Waldmaus, beschlossen, einen Streifzug durch den winterlichen Wald zu machen. Die Bäume waren kahl, und eine dünne Schicht Schnee bedeckte den Waldboden.
Nach einer Weile kamen sie an einem uralten Baum vorbei, dessen Wurzeln sich weit verzweigten. Aufgeregt stupste Mara Ferdinand: »Siehst du dort hinten nicht auch etwas zwischen den Wurzeln herausleuchten. Sie gingen näher hin und entdeckten eine kleine Krippe! In einer »Wurzelhöhle« saß Maria neben der Krippe mit dem Jesuskind, daneben stand Josef und im Hintergrund schauten Ochs und Esel dem Geschehen zu. Mara legte ihren Kopf schief und fragte neugierig: »Ferdinand, weißt du, warum Ochs und Esel in der Krippe sind und nicht zum Beispiel ein Eichhörnchen und eine Waldmaus wie wir?« Ferdinand zuckte nur ratlos mit den Schultern. »Keine Ahnung, Mara. Aber weißt du was? Lass uns die Eule fragen, die weiß bestimmt Bescheid.«

So machten sich die beiden auf den Weg zur klugen Eule, die oben in einer alten Buche wohnte. »Liebe Eule«, begann Ferdinand, »wir haben eine Krippe im Wald entdeckt. Warum stehen da eigentlich Ochs und Esel an der Krippe?« Die Eule blinzelte mit ihren großen, weisen Augen und sagte: »Das ist eine sehr schwierige Frage! Wisst ihr, die Menschen stellen Krippen auf, weil der heilige Franziskus von Assisi im Jahr 1223 das erste Mal Weihnachten in Greccio – einem Ort in Italien – in einem echten Stall mit Ochs und Esel gefeiert hat. Er wollte den Menschen zeigen, wie es in Bethlehem gewesen sein könnte. Es heißt sogar, dass das Jesuskind damals tatsächlich in der Krippe erschienen sein soll.«

»Das ist eine schöne Geschichte!«, rief Mara. Doch dann fügte sie hinzu: »Aber warum waren Ochs und Esel in der Krippe? Was ist mit den anderen Tieren?«
Die Eule grübelte: »Ehrlich gesagt weiß ich das nicht. Vielleicht waren diese Tiere damals einfach im Stall. Aber wisst ihr was? Heute ist der 24. Dezember, ihr könnt ja die Weihnachtsgeschichte mit euren Freundinnen und Freunden hier im Wald nachstellen!« Ferdinand war Feuer und Flamme! »Das ist eine Wahnsinnsidee! Komm, Mara, wir trommeln alle anderen Tiere zusammen!«
Die beiden machten sich sofort auf den Weg und erzählten den anderen Waldtieren von ihrem Plan. Alle waren begeistert. Gemeinsam suchten sie nach einem passenden Platz und fanden schließlich eine gemütliche Höhle hinter einem Felsen. Sie begannen, ihre eigene Krippe zu gestalten. Josef und Maria banden sie aus Reisig zusammen. Josef bekam ein Stück Rinde als Hut und Maria einen selbstgemachten Heiligenschein aus Weidenruten. Als Jesuskind diente eine alte Puppe, die der schlaue Fuchs letztes Jahr im Wald gefunden hatte. Die Tiere schichteten Erde zu einem Bett auf, legten Stroh darauf und betteten die Puppe ganz vorsichtig hinein.
»Aber wir haben keinen Ochs und keinen Esel«, bemerkte der alte Uhu.
Ferdinand überlegte kurz und sagte dann: »Kein Problem! Mara und ich werden einfach die Rollen übernehmen. Ich kann das Jesuskind mit meinem flauschigen Fell wärmen, und Mara kann ihm ein schönes Lied pfeifen.« Doch da meldeten sich sofort die anderen Tiere zu Wort. »Moment mal«, rief der Wolf. »Ich kann das Kind beschützen, ich stehe Wache!« Die Ameisen krabbelten herbei und sagten stolz: »Wir kümmern uns um die Sauberkeit!« Der Dachs trommelte mit seinen Pfoten und bot an: »Ich erzähle dem Jesuskind eine Geschichte, damit es gut einschläft.«

Bald standen alle Tiere des Waldes in der Höhle bereit: Der Wolf hielt Wache am Eingang, die Ameisen putzten eifrig den Boden, Ferdinand kuschelte sich als wärmende Decke um die Puppe, und Mara pfiff leise ein fröhliches Lied. Der Dachs begann eine wunderbare Geschichte über den Wald zu erzählen, während der Fuchs noch ein wenig die Höhle schmückte. Alle waren glücklich und spürten, wie eine festliche Stimmung in der Höhle aufkam.
Plötzlich jedoch verstummten alle. Sie schauten voller Schrecken zur Krippe, denn das Jesuskind begann sich zu bewegen! Ganz langsam hob es einen Arm. War das etwa ein Wunder? Wie damals beim Hl. Franziskus?
Doch dann hörten sie ein lautes Schnaufen aus dem Stroh. Eine kleine, schwarze Schnauze schob sich nach oben, gefolgt von einem Paar winziger Augen. Es war der Maulwurf, der durch den Trubel aus seinem Schlaf erwacht war. »Was ist denn hier los?«, fragte er verschlafen und gähnte herzhaft.

Die Tiere lachten erleichtert. »Oh, Maulwurf! Du hast uns ganz schön erschreckt!«. Nachdem wieder Ruhe eingekehrt war, sangen alle Tiere gemeinsam »Still, still, still, weils Kindlein schlafen will« – und da schien es tatsächlich so, als würde ihnen die Puppe zulächeln.

So feierten die Tiere des Waldes gemeinsam ein ganz besonderes Weihnachtsfest und alle waren sich einig: Es war das schönste Fest, das sie je erlebt hatten!

R. Kleissner

Die Größe des Fischs

Der weise Narr Nasreddin hatte einen Freund. Die beiden luden sich ab und zu gegenseitig zum Essen ein.
An einem schönen Abend saßen sie deshalb in Nasreddins Haus zusammen. Als Hauptspeise gab es zwei gebratene Fische. Einer war einen Kopf und eine Flossenlänge größer als der andere.
Ohne zu zögern nahm Nasreddin sich selbst den längeren Fisch und gab seinem Gast den Kleineren. Der wunderte sich, die Höflichkeit hielt ihn davon ab, etwas zu sagen. Die beiden aßen und der Freund wurde immer schweigsamer. Wer über eine bestimmte Sache nicht sprechen will, kann sich auch nicht mehr so gut über anderes unterhalten.
Zum Nachtisch gab es vielschichtiges Baklava, das gerecht verteilt wurde. Genüsslich kauten die zwei Freunde.
Da hielt der Besucher es doch nicht mehr aus und sagte, was ihm schon seit einer Weile durch den Kopf ging: »Als es ans Verteilen der Fische ging, hast du einfach mir, deinem Gast, den Kleineren gegeben. Das erscheint mir doch sehr unhöflich!«
Nasreddin blieb angesichts dieses Vorwurfs gelassen.
Er antwortete: »Wirklich? Wie hättest du es denn gemacht? Wenn ich dich hätte wählen lassen, welchen von den beiden hättest du dir denn ausgesucht?«
Empört meinte der Freund: »Ich wäre selbstverständlich so höflich gewesen, den Kleineren zu wählen und dir den Großen zu überlassen.«
»Eben«, meinte der Gastgeber selbstsicher, »weil ich dich kenne, habe ich das schon vorausgesehen. So hast du genau den Fisch bekommen, den du haben wolltest.«

aus dem 4. Geschichtenadventkalender von Edith Eckholt und Frau Wolle, www.frauwolle.at

Der Segen des Brotes

Drei Menschen auf der Flucht wurden von Soldaten verfolgt.
Die Frau hielt ein Neugeborenes im Arm, nur wenige Tage alt, der Mann klopfte an die Tür eines Hauses, aus dessen Kamin Rauch aufstieg.
Die Hausherrin war gerade dabei, Brot zu backen. Als sie hörte, warum die drei vor der Tür standen, zögerte sie nicht. Mit ihren mehligen Händen machte sie das Haar des Mannes grau. Er setzte sich zum Ofen und beugte den Rücken. Die Frau führte die junge Mutter zum Tisch. Aber was sollte mit dem Kind geschehen? Schon waren draußen die Soldaten zu hören, die rasch näherkamen. Da legten die beiden Frauen in ihrer Not das Kleine mitten in die große Schüssel. Der Teig teilte sich wie einst das Meer vor Moses. Gerade noch konnten die zwei ein Tuch darüberlegen, da wurde auch schon die Türe aufgestoßen.
Die Soldaten stürmten ins Haus auf der Suche nach einem neugeborenen Kind. Sie durchsuchten alles vom Dachboden bis zum Keller, stießen ihre Schwerter in jeden Heuhaufen, räumten sogar die Holzscheite auf die Seite. Doch sie fanden nur einen grauen alten Mann in der Ecke und zwei Schwestern beim Backen, die erschrocken dastanden. Der Teig war gut aufgegangen und quoll schon über den Rand des Gefäßes.
Als die Männer wieder fort und nicht mehr zu hören waren, schauten sich die beiden Frauen an. Gleich hoben die beiden das Tuch über der Schüssel. Ruhig schlafend lag das Kind weich, warm und geborgen. Die Mutter hieß Maria, sie hob nun das Neugeborene heraus und sprach ihren Segen über dem Brotteig.
Als die drei Flüchtenden wieder unterwegs waren, setzte die Hausherrin ihre Arbeit fort. Sie formte einen Laib nach dem anderen. Brot und noch mehr Brot wurde gebacken. Bald lag es auf allen Tischen, in den Kästen und auf den Fenstersimsen. Immer noch war die Schüssel voll. Schließlich holte die Hausherrin ihre Nachbarinnen, um dieses Wunder zu teilen.
Jede nahm ein Stück vom gesegneten Teig mit nach Hause.
Seit diesem Tag kennen wir Menschen den Sauerteig. Noch heute wird er von Haus zu Haus weitergegeben. Und gewiss liegt noch heute der Segen Marias auf unserem Brot, weil das Jesuskind einst darin geborgen lag.

aus dem 4. Geschichtenadventkalender von Edith Eckholt und Frau Wolle, www.frauwolle.at

Milch für zwei

Wie reich und verliebt fühlten sich der Fischer und seine Frau Myrna! Sie wohnten in einem einsamen Häuschen an der Südküste Irlands. Schon im ersten Jahr ihrer Ehe wurde den beiden ein Kind geschenkt und ihr Leben schien vollkommen. Das Glück der Menschen wächst manchmal so stetig wie die Wellen bei Flut, doch es kann auch rasch wieder verschwinden, so wie Fußspuren auf dem sandigen Strand.

An einem Herbsttag zog Sturm auf, als der Fischer auf dem Meer war. Am Abend wurde sein Boot leer ans Ufer gespült. Myrna stand mit dem Kleinen im Arm am Wasser. Ihre Augen brannten, aber sie vermochte nicht einmal zu weinen.

Dann begann eine Zeit des Kummers. Sie verzweifelte, hörte auf, ihre Kleider zu waschen, kämmte sich nicht, vergaß, wie das Lächeln geht, und hatte keinen Blick mehr für die Schönheit der Welt. Die Trauernde wusste außerdem nicht, wovon sie nun leben sollten. Nur wenn sie ihr Kind stillte, kam ein wenig Friede über sie. Bald waren die Vorräte im Häuschen aufgebraucht. Eines Morgens schüttelte die junge Mutter das übrige Mehl aus dem Kasten und bereitete mit der restlichen Butter ihre letzte Mahlzeit. So müde war die Frau, dass sie sich schon danach sehnte, zu ihrem Mann in die nächste Welt zu reisen.

Da klopfte es. Verwundert öffnete Myrna die Tür. Zuerst sah sie niemanden, dann senkte sie den Blick. Eine sehr kleine Frau mit einem Neugeborenen im Arm stand vor ihr. Ihre Wangen waren rosig, ihr Haar schön geflochten, ihre Kleider sauber. Alles in allem sah die Besucherin so aus, wie die Fischersfrau hätte aussehen sollen, wäre ihr Glück nicht im Meer versunken.

Sie stellte sich als Elfenkönigin vor und fragte geradeheraus: »Würdest du mein Kind zusammen mit deinem stillen?«

Da erzählte die Witwe die ganze Geschichte ihres verlorenen Glücks und auch von den gerade eben verbrauchten Vorräten.

»Schon bald werde ich nichts mehr für mein eigenes Kind haben«, seufzte sie am Ende.

»Doch wenn du es könntest, würdest du deine Milch dann teilen?«, fragte die Fremde. Nun schaute Myrna die beiden kleinen Wesen genauer an. Sie überlegte einige Augenblicke und nickte schließlich.

Daraufhin trat die Königin ins Haus, strich über die leere Mehltruhe, über das Butterfass, über die Säcke und Kisten der Vorratskammer. Unter ihrer Hand füllte sich die Truhe mit Mehl und das Fass mit Butter. Alles andere mehrte sich ebenso. Dann legte sie ihr eigenes Kind in Myrnas Arme und ging fort.

Nun war das Herz der Witwe immer noch voller Trauer, aber wenigstens drohte nicht mehr der Hunger. Was sie auch verbrauchte, die Vorräte schienen nicht weniger zu werden. Beide Kinder tranken ihre Milch.

Mit den Wochen und Monaten kehrte das Leben zurück ins Haus am Meer. Zuerst lachten die Kleinen einander an, dann kam der Tag, an dem die junge Mutter zum ersten Mal lächelte.

Irgendwann nahm sie die Nadel in die Hand, um ein Loch in ihrem Rock zu flicken. Eines Morgens flocht sie ihr Haar.

Nach einem Jahr kam die Elfenkönigin wieder. Ihr Kind war immer noch winzig, aber kräftig und gesund. Leicht fiel es Myrna nicht, das Kleine zurückzugeben, denn mit der Milch fließt auch die Liebe. Doch sie wusste, dass es so sein sollte, und übergab das Elfenkind. Die Besucherin betrachtete es sehr zufrieden.

Dann führte sie die junge Witwe zu einem grünen Hügel. Dieser öffnete sich vor ihnen. Verzaubert trat die Menschenfrau hinein und gelangte in einen schönen hell erleuchteten Saal. In der Elfenwelt war ein herrliches Festmahl vorbereitet. Myrna wurde wie ein Ehrengast behandelt.

Nachdem sie lange miteinander gegessen und getrunken hatten, legte die kleine Königin zwei Beutel vor die Besucherin: »Dieser hier ist mit Münzen gefüllt, der andere mit Samen von Heilkräutern. Wähle, welchen du als deinen Lohn haben möchtest!« Ohne Zögern kam die Antwort: »Wenn ich zusammen mit den Samen auch das Wissen um die Wirksamkeit der Kräuter bekommen kann, dann nehme ich diese.«

So geschah es. Aus der Fischersfrau wurde eine große Heilerin. Menschen, die selbst den Schmerz kennen, können zuweilen anderen in ihrer Not am besten beistehen. Seither wissen wir Menschen um die Heilkraft der Kräuter, und was wir nicht vergessen haben, das nutzen wir noch heute.

erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at

Die drei Kaufleute

Vor langer, langer Zeit, war‘s gestern oder war‘s heut, da waren einmal drei Kaufleute. Die kamen aus drei ganz unterschiedlichen Weltgegenden – der eine aus der Türkei, der andere aus England und der Dritte war ein jüdischer Kaufmann aus Czernowitz.
Bei aller Verschiedenheit verstanden sie sich gut. So machten sie gemeinsame Sache. Das war einfach, denn auch die Waren, mit denen sie handelten, waren ganz unterschiedlich. Ein Angebot ergänzte das andere. So war‘s für sie alle perfekt.

Einmal hatte ihr Schiff in einem Hafen auf einer Insel im Mittelmeer angelegt. Die Geschäfte gingen gut. Schnell waren die Waren am Markt verkauft. So beschlossen sie, miteinander einen Ausflug zu machen. Zusammen zogen sie über das Land. Bald aber merkten sie, dass sie vergessen hatten, genug zu essen und zu trinken mitzunehmen. In der Hitze des Tages bekamen sie großen Durst.
Also schauten sie sich um: Irgendwo würde doch wohl eine Gaststätte zu finden sein. Soviel sie aber auch schauten und suchten, sie fanden keine.
Dafür kamen sie zu einem Garten. Dort stand ein Feigenbaum. Der war reich beladen mit überreifen Früchten. Die schauten so köstlich und so saftig aus, dass den dreien gleich das Wasser im Mund zusammenlief.

»Der Baum ist voller Feigen: Da wird doch niemand etwas dagegen haben, wenn wir ein paar davon nehmen«, meinte der Türke. – »Ich denke auch, dass das nichts ausmacht«, sagte der Engländer. »Es ist ja auch kein Mensch da!« – »Na, dann greifen wir zu!«, sagte der Jude, »bevor wir hier an Hunger und Durst zugrunde gehen!«
Geschwind stiegen sie über die Gartenmauer. Ein jeder schnappte sich ein paar von den Früchten.

Das sah aber ein Hirte, der nicht weit davon seine Herde hütete. Geschwind lief er ins Dorf und erzählte dem Besitzer des Gartens, dass da ein paar Fremde seinen Feigenbaum plünderten. Wie der das hörte, rief er gleich seine Knechte zusammen. Ein jeder schnappte sich einen Knüppel. Dann ging es hinaus in den Garten.

Draußen saßen die drei Kaufleute vergnügt unter einem Baum und ließen sich die Feigen schmecken.
»Jetzt schaut euch diese frechen Diebe an!«, rief der Besitzer des Gartens, als der die drei sah. Gleich wollte er sich mit seinen Knechten auf die Kaufleute stürzen und sie tüchtig durchprügeln. Da sprang der jüdische Kaufmann auf und rief:
»Haltet ein! – Ihr werdet doch nicht wegen ein paar Feigen über uns herfallen!«
»Wer Feigen stiehlt, ohne lange zu fragen, hat wohl eine Abreibung verdient!«, meinte der Besitzer des Gartens.
»Verzeiht, aber der Hunger und der Durst haben uns einfach überwältigt«, sagte der Türke.
»Und deshalb stehlt ihr meine Feigen?«, ärgerte sich der Besitzer des Gartens.
»Wenn wir gewusst hätten, wem der Garten gehört, dann hätten wir natürlich gefragt und für die Feigen bezahlt«, meinte der Engländer. »Aber was geschehen ist, ist geschehen: Meint ihr nicht, dass besser der Dorfrichter entscheiden soll, wie die Angelegenheit am besten bereinigt wird?«
Das leuchtete auch dem Besitzer des Gartens ein. «Gut, das soll von mir aus so sein!«, meinte er.
Alle miteinander zogen sie ins Dorf und schilderten dem Dorfrichter, was geschehen war.
Der war ein lebenskluger Mann. Er hörte sich das Ganze in Ruhe an und dachte eine Weile über das Geschehene nach. Dann entschied er: »Jeder von den drei Kaufleuten soll für die gegessenen Feigen einen Silbertaler zahlen.« Das machten die drei.
Dann sagte der Richter zu ihnen: »Die Strafe dafür, dass ihr die Feigen genommen habt, ohne zu fragen, wisst ihr selber am besten: Was ist in euren Ländern die Strafe für einen Dieb, der Feigen stiehlt?«

»Also bei uns bekommt so ein Mann sieben Hiebe auf die Fußsohlen!«, meinte der Türke. »Gut«, sagte der Richter, »so soll es geschehen!«
Dem Türken wurden also sieben Hiebe auf die Fußsohlen verabreicht.
»Um ehrlich zu sein«, meinte der Engländer, »bei uns bekommt ein solcher Mann sieben Hiebe auf das Hinterteil.« – Der Richter nickte, so bekam der Engländer sieben feste Hiebe auf das Hinterteil.
»Und was ist mit dir?«, fragte der Richter den dritten Kaufmann.

»Also bei uns gibt es dafür folgende Strafe …«, meinte der Kaufmann aus Czernowitz. »Man sucht einen, der sein Lebtag noch nie etwas gestohlen hat. Dem gibt man einen armdicken Prügel. Damit muss er dem Dieb so lange und mit aller Kraft auf das Hinterteil schlagen, bis er den Prügel nicht mehr halten kann!«

»Das ist aber eine brutale Strafe«, meinte der Richter.

»Ja, Herr«, meinte der jüdische Kaufmann, »aber genauso ist es eben!«

So suchten sie also jemand, der sein Lebtag noch nie etwas gestohlen hatte. Das stellte sich als gar nicht so einfach heraus. Schlussendlich war der Einzige, auf den das zutraf, ein vierjähriges Kind. Dem gaben sie den armdicken Prügel. Das Kind aber konnte den Prügel kaum halten, geschweige denn, dass es damit hätte zuschlagen können. So bekam der jüdische Kaufmann ein paar leichte Tapperl. Damit war die ganze Sache schließlich erledigt.

Die drei Kaufleute aber zogen weiter: Der Türke mit wehen Füßen, der Engländer mit einem schmerzenden Hinterteil – und der jüdische Kaufmann aus Czernowitz seelenvergnügt.

Ursula, Heidemarie und Helmut Wittmann



Das Lied von dem, was wirklich ist

Vor Zeiten lebte einmal ein König. Der hatte drei Söhne. Und so unterschiedlich die drei auch waren, er hatte einen jeden von ihnen von Herzen gern. Die Jahre vergingen. Aus den drei Söhnen wurden drei junge Männer. Der König spürte, dass es langsam Zeit war, das Reich in junge Hände zu geben.
Jetzt war die Entscheidung schwer. Welchem von den drei Söhnen sollte er die Krone und damit die Herrschaft anvertrauen?

Der König überlegte hin und her. Weder die Königin noch seine Ratgeber konnten ihm dabei weiterhelfen. Vor lauter Nachdenken konnte er nicht mehr richtig schlafen. Als er dann doch endlich eingenickt war, hatte er einen sonderbaren Traum. Beim Aufwachen wusste er, was zu tun war.

Noch am gleichen Tag fuhr er hinaus aufs Meer. Als er zurückkam, versammelte er seine Söhne um sich und sagte: »Hört mir gut zu, denn ich habe euch etwas Wichtiges zu sagen. – Lange schon habe ich überlegt, wer von euch nach mir das Reich regieren soll. Alle drei seid ihr fähige Männer, jeder auf seine Art. Deshalb war die Entscheidung besonders schwer. Jetzt aber liegt es ganz und gar an euch. Ich habe heute weit draußen im Meer die königliche Krone versenkt. Wer sie mir zurückbringt, wird damit zum König gekrönt. Auf euch wartet eine Herausforderung, die eines Königs würdig ist.«

Da begannen die Söhne gleich zu überlegen. Der älteste Prinz war ein Mann der Tat. Schnell entschlossen rüstete er ein Schiff, verstaute darauf lange Angeln, Seile und Netze und fuhr hinaus auf die See. Weit draußen suchte er das Wasser mit seinen Augen ab. Er nutzte auch Spiegel, mit denen er auf den Meeresgrund leuchtete. Eine Krone würde doch glitzern und funkeln! Wann immer er etwas aufleuchten sah, band er sich einen Strick um die Hüfte und tauchte hinunter. War das Wasser nicht allzu tief, dann versuchte er mit einer Angel sein Glück. Was er aber auch anstellte: Von der Krone war keine Spur zu finden.

Der mittlere der drei Königssöhne ging in die Stadt und verkündete am Marktplatz laut: »Ich rufe alle, die tapfer sind und unerschrocken, alle, denen es weder an Kraft noch an Ausdauer und Mut mangelt: Helft mir die Krone zu bergen! – Unter meiner Herrschaft werdet ihr alle ein gutes Leben haben. Die aber, die das ihre dazu beitragen, dass ich König werde, die werden reich belohnt und in den Rang von Fürsten erhoben!«
Etliche tapfere Männer schlossen sich ihm an. Immerhin konnten sie es auf diese Weise nicht nur zu Ruhm und Ehre bringen, sondern auch zu einem Leben in Wohlstand und Reichtum. Das lockte viele. Miteinander rüsteten sie etliche Schiffe. Diese beluden sie mit großen Netzen. Die konnte man weit spannen und doch waren sie engmaschig geknüpft. Dann fuhren sie hinaus auf die See. Dort warfen sie die Netze von Schiff zu Schiff aus. So fingen sie viele Fische. Die meisten Fische landeten allerdings wieder im Wasser. Wirklich scharf waren die Männer ja auf

die Krone. Die aber erwischten sie nicht, gleich was sie auch anstellten.

Der Jüngste von den drei Königssöhnen überlegte lange und gut. Schließlich nahm er seine Laute und ging hinunter zum Strand. Dort suchte er sich einen ruhigen Platz, setzte sich unter einen Baum und brachte die Saiten zum Klingen. Nach und nach wurde aus dem Klang eine Melodie und schließlich ein Lied.

Er sang von den Wellen des Meeres und von ihrem Rauschen, vom Säuseln des Windes in den Bäumen und vom Himmel, der sich über das alles spannt. Dann sang er von den Vögeln, die über den Himmel ziehen und sich von den Wellen treiben lassen. Er sang aber auch von den Tieren, die im Wasser leben: von den Fischen, die klein und zierlich in Schwärmen das Meer erkunden, und von den großen Fischen, die mächtig durchs Wasser pflügen. Er sang von den Kraken, die in der Tiefe harren, und von den Schildkröten, die durch die Wellen rudern. Von den Walen und ihren mächtigen Fontänen sang er und von den lustvollen Sprüngen der Delphine. All das, was da war, besang er gerade so, wie es ihm in den Sinn kam und so gut er nur irgendwie konnte.

Sein Lied war nicht laut, aber es fand seinen Weg hinaus auf das Wasser und wohl sogar mehr als das. Denn plötzlich rollte von weit draußen auf See fast unmerklich eine Welle auf das Land zu. Der jüngste Königssohn war so versunken in sein Spiel, dass er sie erst bemerkte, als sie am weiten Strand ausrollte.
Da war ein Leuchten, wie er es im Wasser noch nie gesehen hatte.

Die Tiere des Meeres brachten ihm die königliche Krone. Durch die vielen Wassertropfen glitzerte und funkelte sie prächtiger denn je. Dankbar nahm er das kostbare Kleinod und übergab es seinem Vater. Die Wahl war damit entschieden.



Nicht der Mann der Tat wurde der neue König, obwohl es gerade solche Leute sind, die ein Land weiterbringen, und auch nicht der wurde König, der so viele für sich zu gewinnen wusste, obwohl solche Leute für ein Land großen Wert haben, nein: König wurde der, der es verstand, das Lied von dem zu singen, was wirklich ist. Und das war gut so.

mündlich überliefert aus Afrika
Ursula, Heidemarie und Helmut Wittmann



Das letzte Fest

An der Straße zum Schloss des Königs lebte einst ein armer Holzhacker mit seiner Frau in einer Hütte am Rande des Waldes.

Die beiden hatten nichts und waren doch auf eine Weise reich durch ihre tiefe Liebe. Der Mann ging jeden Tag in den Wald, fällte Bäume, hackte Holz, sägte und hobelte Bretter daraus, die sie verkauften. Bis auf die Axt, die Säge und den Hobel besaßen die beiden gar nichts.

Doch die zwei waren so glücklich miteinander, dass sie jeden Abend ein Fest feierten. Nicht ein großes, mit Braten und Wein, sondern kleine fröhliche Feste mit den Nachbarn gemeinsam. Ihre Abende waren immer voller Gesang, Geschichten und Gelächter. Auch die, die keine Reichtümer besitzen, können ihre Lieder, ihre Märchen und ihre Freude miteinander teilen.

Eines Abends kehrte der König von einer Reise zurück und staunte, aus der ärmlichen Hütte so ausgelassenen Festlärm zu hören. Einige Wochen später kam er wieder vorbei, und es ging ihm genauso. Danach kam er noch einmal und dann wieder und wieder, nur um jedes Mal die gleiche Fröhlichkeit zu vernehmen. Anfangs war er verblüfft, mit der Zeit aber begann er sich zu ärgern.

»Ich bin der König, bin reich und mächtig. Doch diese Hungerleider, diese Habenichtse scheinen mehr Grund zur Fröhlichkeit zu finden als ich? Das kann doch nicht wahr sein!«

Es machte ihn zornig, dass in jener armseligen Hütte am einfachen Feuer solche Ausgelassenheit die Herzen wärmte, während in seinem eigenen Palast alles so kostbar, ernst und gewichtig schien.

»Dort wohnt die Macht«, dachte er sich eines Abends, »wohnt hier das Glück?« Der Neid fraß an ihm und vergiftete sein Blut, bis er ganz verbittert wurde.

So kam es, dass der König eines Tages einen Einfall hatte. Es war im Frühling, als der Schnee mancherorts noch auf den Feldern lag, doch schon die ersten Blumen wuchsen. An einem späten Nachmittag hatten die Vögel in den Bäumen bereits ihre Abendlieder angestimmt, da ritt der Hauptmann der Soldaten des Königs zum Haus des Holzfällers und seiner Frau. Die beiden traten vor die Tür, als sie das Pferd hörten. Sie hofften, dem Fremden ein paar Bretter zu verkaufen.

Er aber sagte, der König habe ihn mit einem Befehl geschickt: Sie müssten bis zum nächsten Morgen fünfzig Säcke mit Sägemehl füllen. Gelänge das nicht, sei das Leben des Holzfällers verwirkt. Damit ging der Hauptmann.

Der arme Mann und seine Frau schauten einander an. Fünfzig Säcke Sägemehl? Einer konnte vielleicht bis zum Morgen fertig sein, wenn die Kerze so lange brennen oder der Mond hell genug scheinen würde, aber fünfzig? Nie und nimmer war das möglich!

Kein Wort mussten sie wechseln, um dies zu wissen. Sie blickten einander ins Gesicht, während sie nachdachten. Als ihnen beiden klar wurde, was das bedeutete, sah einer es in den Augen des anderen. Sie seufzten zugleich.

Die Frau meinte: »Verschwende doch deine Zeit nicht mit Unmöglichem und Unsinnigem. Lass uns stattdessen unseren letzten gemeinsamen Abend so verbringen, wie wir es am liebsten tun!«

Also luden sie die Nachbarn ein. Wie ein Lauffeuer machte der Befehl des Königs die Runde. Alle schätzten die Eheleute von Herzen. An diesem Abend wurde in der Hütte mit besonderer Inbrunst gesungen, wurden mit großer Innigkeit Geschichten erzählt. Die Stube war gewärmt von der Zuneigung derer, die sich dort versammelt hatten. Wenn wir Menschen wissen, dass etwas das letzte Mal sein wird, dann schmeckt jeder Bissen auf eigene Weise, dann leuchtet jede Freude wie ein Edelstein. Der Holzhacker und seine Frau nahmen mit diesem Fest Abschied von ihrem gemeinsamen Leben und von ihren Freunden.

Erst als die Nacht schon fast vorüber war, gingen die Gäste einer nach dem anderen. Jeder umarmte die Gastgeber voller Herzlichkeit. Nicht wenige hatten dabei Tränen in den Augen.

Der Mann und seine Frau standen Hand in Hand vor ihrer Hütte und sahen dabei zu, wie das erste Licht des Tages die Farben in der Welt entzündete. Sie hörten den Vögeln dabei zu, wie sie den neuen Tag begrüßten, der der letzte des Holzfällers sein sollte.

Als die Sonne gerade aufgegangen war, kam der Hauptmann der Soldaten mit ernster Miene geritten. Er stieg vom Pferd und stand nachdenklich vor den beiden. Eine Weile sagte er gar nichts. Schließlich meinte er bedächtig: »Holzfäller, ich habe Arbeit für dich. Hoble ein Dutzend Eichenbretter für einen Sarg. Letzte Nacht ist der König gestorben.«

armenisches Märchen, erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at

Wenn's Veilchen dampft ...

Man kann sich vorstellen, wie furchtbar vor etlichen hundert Jahren das Leben im Winter war. Schnee und Eis setzten den Menschen zu, sei es in den verrauchten Kammern der Bauernhütten oder den feucht-kalten Mauern von Burgen und Schlössern. Warm war's höchstens beim Kamin. Überall sonst regierte eine alles durchdringende Kälte. Umso größer war die Freude auf die warme Jahreszeit.
Wer vor Zeiten, am Ende des Winters das erste Veilchen fand und das am Hof zu Wien meldete, wurde reich belohnt. Das Veilchen aber wurde als erster Bote des Frühlings mit Musik und Tanz draußen vor der Stadt abgeholt, an den Hof gebracht und gefeiert. Neidhart von Reuental erzählt im ältesten überlieferten Lied Österreichs davon:
Es war an einem lauen Vorfrühlingstag des Jahres 1325. Im Westen von Wien zog der Minnesänger Neidhart von Reuental durch die Waldungen am Kahlenberg. Dabei ließ er seinen Blick durchs Unterholz wandern. Vielleicht würde er heuer der Glückliche sein, der das erste Veilchen entdeckte? Wenn er das dann dem Herrscher am Wiener Hof, Herzog Otto, dem Fröhlichen, meldete, würde er, Neidhart, reich belohnt. Gar nicht zu reden von der Freude und der Gunst Herzog Ottos. In Letzterer würde er, Neidhart, gleich noch ein Stück steigen!

Das alles ging ihm durch den Kopf. Und immer wieder suchte er Wald und Laub mit seinen Blicken ab. Da, da war was! Neugierig trat er näher. Wirklich: Ein Veilchen! – Ja, ein Veilchen streckte da seinen blauen Blütenkopf durch das Laub. Was für ein Glück!

Neidhart überlegte nicht lange. Gleich riss er seinen Hut vom Kopf und stülpte ihn bedächtig über das Veilchen. Der kleinen Blume durfte jetzt nichts, aber auch gar nichts passieren.
Dann eilte er zurück in die Stadt – zu Herzog Otto. Dem musste er gleich berichten, was er gefunden hatte. Nicht, dass ihm ein anderer zuvorkam. Das wäre ja noch das Schönste!

Ein Bauer, der im Wald arbeitete, hatte das Ganze mit seinem Bruder beobachtet. Was machte denn der Fremde da? – Irgendwie war ihnen der Mann bekannt. Ja, das war doch dieser Neidhart von Reuental, der liederliche Sänger.
Bei Herzog Otto war Neidhart durch seinen Minnesang beliebt. Bei den Bauern aber – oh, Gott – nein. Allzu oft trieb sich Neidhart in den Schenken und Wirtshäusern im Wienerwald herum. Dort prahlte er mit seinem Geld, zechte und machte den Mädchen schöne Augen mit dem, was er war, und dem, was er hatte.
In welchem Bauernburschen stieg da nicht der Zorn hoch? – Immer wieder endeten solche Techtelmechtel in einer wilden Rauferei. Kein Wunder, dass die Bauern den Neidhart, diesen windigen Sänger, nicht ausstehen konnten. Nur zu gern wollten sie ihm all das, was er sie schon anschauen hatte lassen, tüchtig heimzahlen.

Und jetzt hatten die zwei Bauernburschen also gesehen, dass dieser Neidhart im Wald mit seinem Hut etwas abgedeckt hatte. Neugierig gingen sie hin. Einer hob den Hut: Ein Veilchen streckte ihnen seinen Blütenkopf entgegen!
Ah, daher wehte der Wind! Ritter Neidhart hatte das erste Veilchen entdeckt. Bestimmt war er jetzt auf dem Weg zum Herzog.

Die zwei Bauern überlegten nicht lange. »Rache ist süß!«, lachte der eine. Der andere grinste listig: »Herr Neidhart, die Suppe werden wir dir versalzen!«
Geschwind grub der eine das Veilchen aus. Der andere ließ drauf die Hosen runter, hockte sich hin und platzierte dort, wo gerade noch das Veilchen geblüht hatte, einen Krapfen. Ui, wie der dampfte. Schnell noch den Hut drüber. Alles war wieder so wie vorher, oder zumindest fast so.

Bald darauf schlängelte sich eine lange Prozession durch den Wald: die Herzogin, der Herzog, der Hofstaat, und natürlich viele Zaungäste. Denen war auch zum Feiern. Endlich. Ja, endlich, war er da, der Frühling – und Herr Neidhart hatte den ersten blühenden Vorboten entdeckt. Pfeifer, Flötisten und Fiedler spielten auf. Die Gesellschaft war fröhlich und ausgelassen. Allen voran Neidhart von Reuental. Stolz zeigte er den Herrschaften den Weg.

Beim Hut angekommen, versammelte sich die Gesellschaft im Rund. Der Herzogin war es vorbehalten, das zarte Geheimnis zu lüften. Herr Neidhart nahm sie bei der Hand. »Bitte, Herrin, kniet euch hin und lüftet den Hut, damit wir den ersten Glanz der warmen Jahreszeit sehen«, sagte er. Die Herzogin griff mit zarter Hand zu. Sie hob den Hut. Aber was kam da zum Vorschein! Fassungslos starrten alle auf den stinkenden Krapfen. Was für eine Unverschämtheit! So ein derber Scherz!
Schlagartig war Herzog Otto III. nicht mehr »der Fröhliche«. Jetzt war Schluss mit lustig.



Auf seinem Weg kam er nach Heiligenstadt. Das war damals noch ein kleines Dorf vor den Toren von Wien. Neben der Straße stand ein Wirtshaus. Da wollte er auf den Schrecken einen Humpen trinken. Als er näher kam, hörte er aus dem Innenhof Musik und Gejohle. Bauern tanzten um eine Stange. Auf die war ein Veilchen gepflanzt. In dem Moment wurde ihm klar: Das war nicht irgendein Veilchen! Nein, das war seins!

Jetzt aber hatten die Bauern ihn auch entdeckt. Gröhlend gingen sie in die Hocke, tanzten gebückt um die Stange und einer sang dazu:
»Ritter Neidhart, sollst es wissen, ich hab dir untern Hut nei g'sch ... « Na, mehr brauchte es nicht! – Wutentbrannt ging Neidhart auf die Bauern los und eroberte sein Veilchen zurück.

Damit stürmte er zum herrschaftlichen Hof. Jetzt gab es kein Halten.

Ein herrschaftliches Donnerwetter ging auf den fassungslosen Neidhart nieder. »Was habt ihr euch dabei gedacht, Herr Neidhart?«, tobte der Herzog. »Soll das ein Scherz sein? Wie könnt ihr es wagen, die Herzogin so vorzuführen und mich, euren Herrscher, und den ganzen Hofstaat zum Narren zu halten?«
Voller Wut verbannte Herzog Otto den Reuentaler auf der Stelle von seinem Hof. »Für all das, was ihr bisher für uns getan habt, sei euch das Leben geschenkt«, tobte der Herzog. »Aber weh euch, Neidhart«, drohte er ihm, »wenn ihr mir noch einmal unter die Augen kommt, dann ist es aus mit meiner Gnade.«
Schimpfend und fluchend machte sich die Gesellschaft wieder auf – zurück an den Wiener Hof.
Was blieb, war ein sprachloser Neidhart. Der war wie vom Blitz getroffen: Irgendjemand musste ihm da einen furchtbaren Streich gespielt haben! Was für ein Albtraum!
Schließlich zog auch er zurück in die Stadt.

Zuerst war der Herzog empört, als der unsägliche Kerl plötzlich wieder vor ihm stand. Wie konnte der es wagen!
In hastigen Worten flehte Neidhart Herzog Otto an, ihn anzuhören. Er berichtete von der Schandtat der Bauern und präsentierte stolz das Veilchen.
Als der Herzog die Geschichte hörte, konnte auch er wieder lachen. Otto III., der Fröhliche, machte seinem Namen alle Ehre. Neidhart von Reuental wurde wieder in Gnaden aufgenommen.
So ärgerlich diese Begebenheit für Neidhart auch war, er musste die Geschichte zum Gaudium aller immer und immer wieder erzählen. Schließlich verarbeitete er sie zu einem Schwanklied. Es heißt »Der Veihel«.

Anmerkung zum Lied »Der Veihel«: Wer es im mittelhochdeutschen Original hören will, dem sei der Tonträger von Eberhard Kummer empfohlen.
Ursula, Heidemarie und Helmut Wittmann

Unglaublich – aber wahr

Vor langer, langer Zeit, wars gestern oder wars heut, da lebte einmal ein Zar. Der hörte gerne die unglaublichsten Geschichten. Ja, je unglaublicher die Geschichte war, desto größer war seine Freude daran. Einmal ließ er gar verkünden: »Wer mir eine Geschichte erzählt, die so unglaublich ist, dass ich sie nicht glaube, bekommt einen großen Häfen, also einen großen Topf, voller Geld.«
Da meldeten sich viele. Sie schmückten ihre Erzählungen aus und logen drauflos, dass sich die Balken nur so bogen. Der Zar aber sagte immer das eine: »Das glaube ich wohl! Das glaube ich wohl! Das glaube ich!« So hörte der Zar die unglaublichsten Geschichten – und brauchte doch nichts dafür zu bezahlen.
Einmal kam ein Bauer an den Hof. Er meldete sich beim Zaren und begann seine Geschichte: »Vor langer, langer Zeit habe ich mit meinem Pferd auf dem Feld geackert. Das war eine Schinderei. Vor lauter Anstrengung ist das Ross in der Mitte auseinandergebrochen.«
»Das glaube ich wohl!«, sagte der Zar. »Ja, das glaube ich!«
»So habe ich mit der hinteren Hälfte vom Pferd weitergeackert«, sagte der Bauer. »Ja, das glaube ich wohl!«, sagte der Zar. »Ja, das glaube ich.« – »Aber das ging nicht gut«, setzte der Bauer fort. »Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als die zwei Hälften mit selbstgemachtem Mehlpapp wieder zusammenzukleben.« – »Ja, das glaube ich wohl!«, rief der Zar. »Ja, das glaube ich!« – »Gott sei Dank sind die zwei Hälften wieder gut zusammengewachsen«, meinte der Bauer. »Dort aber, wo das Ross zusammengeklebt war, ist ihm ein Baum aus dem Rücken gewachsen. Der ist immer höher und höher in die Höhe geschossen, bis weit in den Himmel hinauf.« – »Das glaube ich!«, nickte der Zar. »Ja, das glaube ich.« – »So leicht komme ich so schnell nicht mehr in den Himmel, habe ich mir gesagt«, fuhr der Bauer fort, »und bin hinaufgekraxelt auf den Baum und in den Himmel hinein.« – »Das glaube ich«, lachte der Zar. »Ja, das glaube ich!« –
»Im Himmel haben die Leute gerade den Hafer geputzt. Der Wind ist gegangen. Kalt war es, bitterkalt. Deshalb wollte ich gleich wieder hinunter. Aber was sehe ich da: Der Baum ist umgefallen und mit ihm das Ross.« – »Das glaube ich«, meinte der Zar. »Ja, das glaube ich!« – »So habe ich die Haferkleie genommen und daraus einen Strick gedreht. An dem habe ich mich hinuntergelassen.« – »Das glaube ich!«, nickte der Zar. »Ja, das glaube ich!« – »Fast war ich schon unten, da merke ich, dass das Seil zehn, wenn nicht fünfzehn Meter zu kurz ist. Was sollte ich jetzt tun!?», meinte der Bauer nachdenklich. »Schließlich bin ich gesprungen und dabei unten auf der Erde so tief ins Moos gefallen, dass ich bis zum Hals darin gesteckt bin.
So viel ich mich auch bemüht habe: Ich habe einfach nicht mehr herausgekonnt.« – »Ja, das glaube ich!«, rief der Zar. »Ja, das glaube ich!« – »Ihr glaubt es mir, Herr!«, lachte der Bauer. »Aber was jetzt!? –

Schließlich bin ich nach Hause gegangen, habe eine Schaufel geholt und mich damit wieder ausgegraben.«
– »Ja, das glaube ich wohl«, nickte der Zar. »Ja, das glaube ich!«
»Am Heimweg ist mir ein Mann mit einer Herde Schweine begegnet. ‚Was machst du denn da?', habe ich ihn gefragt. ‚Ich?', hat der gelacht. ‚Ich bin ein Sauhüter!' – ‚Was, sagst du!? – Ein Sauhüter, ein Schweinehirt, bist du also? Und woher kommst du? Ich kenne dich ja gar nicht.' – ‚Woher sollst du mich denn auch kennen', lachte da der Sauhirt. ‚Ich bin der Vater des russischen Zaren!'« – »Was!?«, rief der Zar. »Das soll mein Vater gewesen sein? Der Sauhirt!?« – »Ja, Herr, so war es«, meinte der Bauer und nickte: »Genau so, wie ich es sage!«

»Frechheit!«, schrie da der Zar. »Alles was recht ist, aber das glaube ich nicht! Mein Vater war kein Sauhüter, er ist keiner und wird auch nie einer sein!«
Der Bauer aber, der lachte nur. Das Geld hatte er gewonnen. Was er damit gemacht hat? – Wer weiß?

Helmut Wittmann



Vergelt's Gott im Himmel droben

Es war einmal ein Knecht. Der saß gerade bei der Jause. Da kam ein altes Weiblein und bat um eine milde Gabe. Der Knecht überlegte nicht lange. »Da!«, sagte er zu der Alten, »nimm meine Halbe Wein.« Das war viel mehr, als die Frau erwartet hätte. »Vergelt's Gott!«, sagte sie. »Vergelt's Gott im Himmel droben!«.

Die Jahre vergingen. Schließlich schlug auch dem Knecht die letzte Stunde. Schnurstracks musste er hinunter in die Hölle. »Aber das geht doch nicht«, sagte er, als er unten ankam: »Ich hab im Himmel doch noch eine Halbe Wein gut!« – »Das ist deine Sache«, meinten die Teufel. »Da musst du schon selber hinaufsteigen und schauen, wie es um den Wein steht.«
So stieg er denn hinauf in den Himmel und fragte nach dem Wein. »Das stimmt«, sagte ein Engel. »Wir haben alles genau aufgeschrieben. – Ja, du hast noch eine Halbe Wein gut.« Und er gab sie ihm hinaus. »Du kannst sie dir mitnehmen«, sagte er. »Pass aber auf, dass du den Wein nicht ausschüttest. Wär schade um jeden Tropfen vom himmlischen Wein.«
»Ist schon gut«, meinte der Knecht und stieg mit seiner Halben bedächtig wieder hinunter in die Hölle. Drunten musste er tüchtig Holz nachlegen unter einen großen Kessel. Drinnen kochten die armen Seelen.
In der einen Hand hielt er seine Halbe Wein, mit der anderen legte er nach. Die ganze Zeit hieß es aufpassen, dass er nicht einen Tropfen verschüttete. Trotzdem ließ er sich die Arbeit nicht verdrießen und legte tüchtig nach.
Bei aller Vorsicht übersah er es aber doch einmal: Unversehens fielen ein paar Tropfen in den Kessel. Weil aber der Wein vom Himmel stammte, verdampften die Tropfen mit einem Zischer. Flugs wurden durch sie ein paar arme Seelen erlöst und stiegen in den Himmel auf.
Als der Knecht das sah, meinte er: »Na, wenn es euch so guttut, dann könnt ihr alles haben«, lachte er und goss den Rest vom Wein auch noch in den Kessel. Mit diesem Guss wurden alle Seelen erlöst. Dampfend stiegen sie auf in den Himmel und auch der Knecht durfte eingehen in die ewige Seligkeit, weil er so ein mitleidiges Herz hatte.

Helmut Wittmann

Drei Wahrheiten

Eine junge Gazelle hatte sich verlaufen und ihre Herde verloren. Sie lief verwirrt und ängstlich in alle Richtungen. Plötzlich stand sie vor einem riesigen Löwen, der gerade einen Ochsen verspeist hatte und unter einem Baum im Schatten ruhte. »Guten Tag, Gazelle! Gehst heute ganz allein spazieren?«, fragte der König der Tiere mit tiefer Stimme.
Die erschrockene Gazelle vermochte nur mit einem zustimmenden »Bääääh« zu antworten.
Da fuhr der Löwe fort: »Du weißt, meine Zarte, wenn ich deiner und meiner Bestimmung in dieser Welt folgen würde, müsste ich dich nun auf der Stelle auffressen.«
Die kleine Gazelle nahm ihren Mut zusammen und antwortete: »Das weiß ich, Majestät. Ich weiß aber auch, dass du als mächtiger König die freie Wahl hast. Es steht dir ebenso frei, mich gehen zu lassen, wenn es dir beliebt.«
»Mmh, mmh«, brummte der Löwe. »Das weiß ich schon. Doch ganz so einfach mache ich es dir nicht. Erst wenn du mir drei Wahrheiten sagst, dann lasse ich dich weitergehen.« Die junge Gazelle überlegte einen Augenblick, dann sagte sie: »Wenn du mich laufen lässt und ich meinem Stamm erzähle, dass ich dem König der Tiere begegnet bin und er mir die Freiheit geschenkt hat, glaubt mir das keiner. Das ist die erste Wahrheit.«
Verblüfft meinte der Löwe: »Das ist eine Wahrheit und unbestreitbar. Nun die zweite!«
»Die zweite Wahrheit lautet, wenn du mich frei lässt und du erzählst deinesgleichen, dass du eine zarte junge Gazelle vor dir hattest und du sie hast gehen lassen, wird dir das auch keiner glauben!«
»Auch das ist wahr«, gab der erstaunte Löwe zu, leckte sich die Schnauze und betrachtete die Gazelle nachdenklich. »Sag mir nun die dritte!«
»Nichts einfacher als das, Majestät«, erwiderte zitternd, aber zuversichtlich die junge Gazelle. »Sei ehrlich, wenn du nicht gerade einen Ochsen gefressen hättest, würden wir jetzt nicht über die Wahrheiten sprechen können.«
»Auch das ist wahr, Gazelle. Und nun verschwinde, bevor ich meine Meinung ändere.«
Die kleine Gazelle schoss wie ein Pfeil mit einem fröhlichen und siegreichen »Bäh, bäh« davon.

berberische Geschichte, erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at

Die Liste des Bären

Ein Gerücht geht durch den Wald. Das Reh erzählt es dem Hirsch, der Hirsch erzählt es dem Dachs, der Dachs erzählt es dem Fuchs, der Fuchs erzählt es dem Marder, der Marder erzählt es der Wühlmaus, die Wühlmaus der Waldmaus, die Waldmaus dem Waldkauz, der Waldkauz erzählt es dem Maulwurf, der Maulwurf erzählt es dem Eichhörnchen, das Eichhörnchen dem Eichelhäher, der Eichelhäher erzählt es dem Buntspecht, der Buntspecht dem Grünspecht, der Grünspecht dem Schwarzspecht, der Schwarzspecht erzählt es der Krähe, die Krähe dem Raben, der Rabe der Amsel, die Amsel erzählt es den Ameisen. Die Ameisen erzählen es allen.
Ein Gerücht geht durch den Wald: Der Bär hat eine Liste.
Alle haben Angst, am meisten Angst aber hat der Hase. Fast so viel Angst wie der Hase hat der Hirsch. Er fasst sich ein Herz und läuft zur Lichtung des Bären.
»Bär«, röhrt der Hirsch. »Bär, ist es wahr, dass du eine Liste hast?« – »Ja.«
»Bär, stehe ich auch auf deiner Liste?« – »Ja.«
Der Hirsch läuft voller Angst davon. Doch es nützt nichts. Zwei Tage später wird er tot aufgefunden.
Ein Gerücht geht durch den Wald: Der Bär hat eine Liste. Alle fürchten sich, am meisten aber der Hase. Der wilde Eber ist der Nächste, der es nicht mehr aushält. Er rennt zur Höhle des Bären.
»Bär, ist es wahr, dass du eine Liste hast?«, grunzt er. – »Ja.«
»Stehe ich auch auf deiner Liste?« – »Ja.«
Der Eber galoppiert in eine andere Richtung, nicht in die, in die der Hirsch gelaufen ist. Dennoch, zwei Tage später wird auch er tot aufgefunden. Alle habe große Angst. Am meisten von allen fürchtet sich der Hase. Er fasst sich sein Hasenherz und hoppelt auf seinen Hasenfüßen zur Lichtung und Höhle des Bären.
»B B Bär? Ist es wahr, dass du eine L L L Li, dass du eine Liste hast?« – »Ja.«
»B B Bär, Bär, stehe ich auch auf deiner L Li Liste?« – »Ja.«
»B B Bär, kannst du mich von der Liste streichen?« – »Ja.«

erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at

Wie wird man weise?

Einmal mehr bringt Mulla Nasruddin, der weise Narr, Wesentliches haargenau auf den Punkt:

Mulla Nasruddin war weitum für sein umfassendes Wissen und seine Weisheit bekannt. In verzwickten Angelegenheiten wurde er immer wieder um Rat gefragt.
Das beeindruckte viele. Und nicht wenige gab es, die den Mulla Nasruddin aufrichtig bewunderten.
Einer fasste sich ein Herz und sprach den Mulla schließlich an: »Verehrter Mulla, wir alle verneigen uns aufrichtig vor dir als weisem Mann, der selbst für die schwierigsten Probleme die erstaunlichsten Lösungen findet. In aller Bescheidenheit bitten wir dich: Sag uns, wie wird man so weise, wie du es bist.«
»Du fragst, wie man weise wird?«, lachte der Mulla freundlich, »das ist ganz einfach.«
»Was?«, staunte der Mann, »du sagst, das ist einfach?«
»Ja«, setzte der Mulla fort, »dazu muss man nur dreierlei beachten.«
»Dreierlei muss man also beachten«, murmelte der Mann nachdenklich, »Sag, Mulla, was ist das Erste, das zu beachten ist?«
»Als Erstes muss man genau auf das hören, was erfahrene, kundige und kluge Männer sagen.«
»Also man muss genau auf das hören, was erfahrene, kundige und kluge Männer sagen«, wiederholte der Mann und bemühte sich, das Gehörte so gut wie möglich zu merken. »Und was ist das Zweite?«
»Zweitens«, sagte der Mulla bedächtig, »muss man genau auf das hören, was erfahrene, kundige und kluge Frauen sagen.«
»Aha«, wiederholte der Mann, »zweitens muss man genau auf das hören, was erfahrene, kundige und kluge Frauen sagen. – Und drittens?«
»Das Dritte ist das Allerallerwichtigste«, sagte der Hodscha.
»Sprich, erhabener Mulla!«, drängte der Mann, »was ist das Allerallerwichtigste?«
»Drittens«, sagte der Hodscha bedächtig, »muss man ganz genau auf das hören, was man selber sagt.«

Ursula, Heidemarie und Helmut Wittmann

So können Sie Ihre Geschichten »weiterspinnen« oder »selber spinnen«:

Das Erzählen und Hören von Geschichten erfüllt das Bedürfnis nach Verbundensein. Geschichten erzählen und erzählt bekommen wird mit guten Gefühlen belohnt. Deshalb ist es so wichtig, dass wir als Erwachsene Kindern Geschichten vorlesen oder erzählen UND ihnen zuhören, wenn sie etwas zu sagen haben.
Diese Anregungen sind eine Einladung zum Dialog zwischen Vorlesenden/Erzählenden und Zuhörenden und dazu, diese Rollen auch einmal zu tauschen. So wird das Geschichtenerzählen selbst zu einer Geschichte, an die sich alle Beteiligten gern erinnern werden.
Beim einander Erzählen und Zuhören verarbeiten wir Erlebnisse, wir lernen und wir begreifen uns selbst, andere und das Leben besser. Das stärkt uns und unsere Beziehungen.

Viel Freude beim Ausprobieren und Abändern unserer Anregungen.

Anderswo

Meist gibt es Orte, die sich fürs Vorlesen als geeignet herausgestellt haben, etwa das Bett für die Gute-Nacht-Geschichte oder eine Couch. Lest eine Geschichte einmal anderswo. Im Keller oder am Dachboden. Am Balkon oder am Fenster bei einem Gewitter. An einem Platz in der Natur. Wie verändert sich dadurch die Geschichte?

Essenz

Lasst eine Stoppuhr mitlaufen und schaut, wie lange das Vorlesen dauert. Dann wechselt euch ab und jede/r muss die Geschichte nacherzählen und immer um die Hälfte kürzen, bis nur noch 3 Sätze übrigbleiben. Bei bekannten Märchen und Geschichten kann das auch ohne vorheriges Vorlesen ausprobiert werden.

Zoom

Vertieft euch in Details und erfindet Dinge, die nicht in der Geschichte stehen. Welche Schuhe trug Rotkäppchen eigentlich? Wie roch es im Schloss, im Wald, in der kleinen Hütte, am Markt oder wo immer die Geschichte auch spielt? Was dachte sich das Pferd, das nur einmal kurz erwähnt wird oder der Diener, der sonst keine Rolle spielt. Macht scheinbare Nebensächlichkeiten groß und wichtig!

Fortsetzung folgt ...

Wie geht die Geschichte weiter? Was wurde aus Hänsel und Gretel? Erfahrenere erfinden eine Fortsetzung der Fortsetzung und kreieren so eine Serie, die immer mit einem Cliffhanger endet, d. h. dass im spannendsten Moment abgebrochen wird.

Warum, weshalb, wieso

Philosophieren besteht zunächst einmal nur daraus, Fragen zu stellen. Denkt euch abwechselnd immer eine Frage zur Geschichte aus, am besten eine offene (also keine Ja-Nein-Frage). Wenn es ganz, ganz viele Fragen gibt, dürft ihr Antworten auf eine dieser Fragen entdecken. Es gilt immer, dass es weder falsche (schlechte) noch richtige (gute) Antworten gibt. Die Antworten sollten unkommentiert bleiben, also auch nicht besonders gelobt und schon gar nicht kritisiert werden.

Was die Wenigsten wissen

Entdeckt das Geheimnis hinter der Geschichte, das einen ganz engen Bezug zu euch und eurer Geschichte herstellt. »Das war nämlich dein/e Urururgroßvater/-mutter ... und deshalb ist bei uns hinterm Haus ... und seitdem hängt im Wohnzimmer ... und, und, und, und ...«. Vielleicht hatte die Hauptfigur der Geschichte auch an genau der gleichen Stelle ein Muttermal wie du/ich/XY.

Simultanes Spiel

Abwechselnd liest/erzählt jemand die Geschichte und die/der andere macht dazu die Geräusche oder stellt den Inhalt des Erzählten dar (»Es war kalt.« – zittern, bibbern, mit den Zähnen klappern.) Vielleicht passt an einer Stelle auch ein bekanntes Lied oder die Stelle bietet sich an, selbst ein Lied zu erfinden. So wird aus einer Geschichte ein Hörspiel oder gar ein Musical.

Malen und Zeichnen

Natürlich eignen sich Geschichten auch immer, um einzelne Szenen daraus zu malen oder zu zeichnen. Aber wie würde ein Filmplakat für diese Geschichte ausschauen? Lässt sich zu zweit ein gemeinsames Bild gestalten? Wie schaut die Geschichte als Wimmelbild aus? Dafür würde es sich anbieten, immer nur kurze Abschnitte zu lesen und dann – ohne zu reden – kurz alles aufzuzeichnen, was gehört/gelesen wurde.

Umgebung miteinbeziehen

Vielleicht verwandelt sich die Zahnbürste in einen Drachen oder aus Salz- und Pfefferstreuer wird ein Geschwister- oder Königspaar. Zahnstocher, Büroklammern, Zündhölzer, Radiergummi, Spitzer, Stifte, Besteck oder andere Dinge, die zu Hause einfach »herumliegen«, lassen sich schnell zu Figuren entwickeln (ein Feuerzeug ist dann ein feuerspeiender Drache), ohne dass »gebastelt« werden muss. Ebenso rasch lassen sich Landschaften herstellen. Wichtig ist das Unperfekte und, dass es rasch und unkompliziert vonstattengehen kann.

Brief schreiben

An einem Punkt der Geschichte schreibt eine Figur einen Brief, entweder an eine andere Figur derselben Geschichte oder an die Leserin/den Leser oder die Zuhörerin/den Zuhörer. Ältere Kinder können den Brief wirklich schreiben, jüngere auch einfach sprechen. »Lieber König! Was ich dir schon lange einmal sagen wollte ist ...«

Interview

Die Vorleserin/der Vorleser schlüpft in die Rolle einer Journalistin/eines Journalisten und beginnt die Zuhörerin/den Zuhörer zu interviewen oder umgekehrt, also Fragen zu eigenen Erlebnissen und Gefühlen, ihren/seinen Beziehungen oder Gedanken zu stellen.

Verhör

Das ist die Steigerung zum Interview. Anstatt einer Journalistin/eines Journalisten stellt eine Polizistin/ein Polizist oder Richterin/Richter die Fragen.

Gemeinsam Geschichten erfinden

Das gemeinsame Geschichtenerfinden erzeugt eine noch viel stärkere Verbundenheit und wird wohl »ewig« in Erinnerung bleiben und verbinden. Auch in dem Sinn, dass Geschichten Wunden heilen können und so als »Verband« dienen. Dazu können natürlich bekannte Figuren herangezogen werden und im Stil des Originals neue Geschichten erleben (siehe »Fortsetzung folgt ...«) Um ganz einfach zu starten gibt es hier noch 3 Hinweise:

Satzanfänge

1. »Es war einmal ...«, 2. »Jeden Tag ...«, 3. »Eines Tages ...«, 4. »Und so ...«, 5. »Und dann ...«, 6. »Bis schließlich ...«, 7. »Und seit diesem Tag ...«.

Diese Satzanfänge stammen aus einem Improvisationstheater-Workshop mit Danja Außerhofer.

oder:

1. »Letzte Woche begegnete mir ...«, 2. »Frohen Mutes ...«, 3. »Zur Überraschung aller ...«, 4. »Bis schließlich ...«, 5. »Schade war nur, dass ...«, 6. »Aber dennoch ...«, 7. »Seither ...«.

Diese Satzanfänge stammen von B. Beinsteiner.

Nach einem ähnlichen Muster lassen sich solche Satzanfänge auch immer wieder selbst variieren. So entstehen vielleicht »Mutmachergeschichten« oder es lassen sich Geschichten aus der eigenen Kindheit in eine einfache Form bringen.

Fragen fragen

Wer sich selbst ans Geschichtenerfinden wagen will, stellt Kindern am besten Fragen: »Welche 3 Tiere treffen sich im Wald?«, »Eines davon hat eine ganz besondere Eigenschaft. Welche?«, »Die anderen beiden wussten allerdings lange nichts davon. Bis eines Tages etwas passierte. Was?«

Heldenreise

Es gibt Muster, nach denen viele Geschichten – egal wo und wann auf der Welt sie entstanden sind – »gestrickt« sind. Dazu gehört eine »Hauptfigur« (Heldin/Held), die einen »Mangel« aufweist. Dann erfolgt ein »Ruf«, sich auf ein Abenteuer zu begeben. Da gibt es vielleicht Zweifel und eine anfängliche Weigerung, aber dann auch gleich »Helferinnen/Helfer« auf dem Weg. Während des Abenteuers gibt es Kämpfe, Herausforderungen, scheinbares Scheitern, es gilt Schätze oder Talente oder Fähigkeiten zu entdecken, es gibt Prüfungen und Versuchungen bis es zum Erfolg/Sieg kommt. Auf dem Weg zurück ins »alte Leben« scheint noch einmal alles verloren zu gehen oder vergeblich gewesen zu sein. Ein scheinbar unwichtiges Detail der bisherigen Geschichte wird zur Rettung für die Heldin/den Helden und sie/er kann verändert zurückkehren, wo die Erfahrungen des Abenteuers erfolgreich in den Alltag integriert werden.

eigene Schilderung der Stationen einer Heldenreise nach J. Campbell

In diesem Sinne wünschen wir euch viel Freude und gemeinsame Momente beim Abenteuer »Zuhören und Erzählen«.

Die Anregungen wurden von Armin Staffler von »kontakt+co Suchtprävention Jugendrotkreuz« zusammengestellt. Sie stammen teilweise aus der gemeinsam mit Barbara Beinsteiner und Karin Tscholl entwickelten Fortbildung »Medium Mensch« und teils aus dem Bereich seiner theaterpädagogischen Ausbildungen.

kontakt+co
SUCHTPRÄVENTION • JUGENDROTKREUZ

Die vorliegende Geschichtensammlung – Band 3 ist im Rahmen unseres Projekts »Gutes Leben« entstanden, mit dem wir jährlich per App oder »Gutes-Leben-Mailversand« 6 Themenschwerpunkte kostenlos nach Hause liefern. Die darin enthaltenen Anregungen und Aktionsvorschläge dienen einzig und allein dazu, das Familienleben zu bereichern, und da gehören gute Geschichten eindeutig dazu!

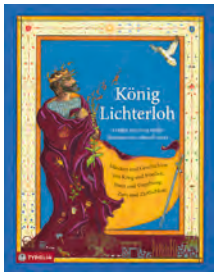
Impressum/Quellennachweis:
Impressum: Kath. Familienverband Tirol, Riedgasse 9, 6020 Innsbruck, Cover und »Die Mäuse und der Uhu«, S. 2 aus: Erwin Moser – Wunderbare Gute-Nacht-Geschichten ©2016 Verlag Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel; Illustrationen: Ranken S. 14



aus: Geschichten-adventkalender 4:
»Der Segen des Brotes«, S. 14
»Die Größe des Fisches«, S. 14
von Edith Eckholt und Frau Wolle, www.frauwolle.at



aus: 24 Geschichten für alle von 7 bis 101:
»Die Geburt der Sterne«, S. 8
von Edith Eckholt und Frau Wolle, www.frauwolle.at



aus: König Lichterloh:
»Drei Wahrheiten«, S. 23
»Das Gastgeschenk«, S. 11
»Die Liste des Bären«, S. 24
»Das letzte Fest«, S. 19
erzählt von Frau Wolle, illustriert von Almuth Mota



aus: Königin Herzenslust:
»Der gestreckte Tag«, S. 12
»Milch für zwei«, S. 15
»Das Wintergoldhähnchen«, S. 8
erzählt von Frau Wolle, illustriert von Almuth Mota



aus: Das Geschenk der zwölf Monate:
»Das Lied von dem, was wirklich ist«, S. 17
»Wenn's Veilchen dampft«, S. 20
»Die drei Kaufleute«, S. 16
»Wie wird man weise«, S. 24
von Ursula, Heidemarie und Helmut Wittmann, illustriert von Agnes Ofner
Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien



aus: Von Drachenfrau und Zauberbaum:
»Unglaublich – aber wahr«, S. 22
»Vergelt's Gott im Himmel droben«, S. 23
Helmut Wittmann, illustriert von Anna Vidyaykina
Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien



aus: Bleib noch eine Weile:
»Das Einhorn«, S. 9; »Das Unkraut«, S. 9;
»Der Winterschlaf«, S. 9; »Der Träumer«, S. 10;
»Die Antwort«, S. 10; »Der Zwischenfall«, S. 10
erzählt von Heinz Janisch, illustriert von Stefanie Pichler
Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien



aus: Grizzlybär und Hasenfuß:
»Die Spitzmaus sucht ein neues Zuhause«, S. 3
»Haifisch und Petermännchen«, S. 4
»Wolfsachen«, S. 5
»Brüllaffen«, S. 6
»Unter Pilzen«, S. 7
Text und Illustration: Agi Ofner
Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Wir danken unseren Projektpartnern in Tirol: